geben, wobei er bis zur Zahl 143 gekommen ist. Diese grundlegende Arbeit beruhte auf einer vom Thüringischen Rennsteig-Verein in Deutschland und den angrenzenden germanischen Sprachgebieten gemachten Rundfrage. Unterdessen hat sich die Zahl der ermittelten Rennwege auf etwa 220 erhöht, während andererseits durch die Studien des Vortragenden, der den Zusammenhang ganzer Reihen von Rennwegen im Sinne von durchlaufenden Verkehrsstraßen nachgewiesen hat, diese große Zahl wieder zusammengeschrumpft ist. Die Deutung von Rennweg im allgemeinen Sinne als Grenzweg ist unhaltbar, da es, wie schon Hertel nachgewiesen hat, eine Menge von Rennwegen in alten Städten, z. B. Würzburg und Wien, gibt, die niemals Grenzwege gewesen sein können, sondern nach der ganzen Bauart der betreffenden Stadt wichtige Verkehrswege waren.

Sommer erläutert dies besonders durch eine Karte von Wien aus dem 18. Jahrhundert, aus der ersichtlich sind: 1. der *Rennweg* nach Ungarn, der nach Osten zieht und nach Sommers Studien zugleich die Nibelungenstraße, d. h. die im Nibelungenlied gemeinte Straße von Passau über Wien zur Etzelburg ist; 2. die *Renngasse*, die im Westen des ältesten Stadtteiles vom Süden nach Norden zum Donauübergang und weiter als Rennweg nach Mähren zieht. Das römische Kastell Vindobona lag in dem nordöstlichen Winkel zwischen den beiden Rennwegen und war eine Wegsperre an diesen wichtigen germanischen Völkerstraßen. Sommer erläutert dabei die weitere Entwicklung dieser Verkehrslage von Wien aus zur späteren Zeit der Babenberger sowie der Habsburger bis zur Gegenwart.

In dem Buch über Familienforschung, Vererbungs- und Rassenlehre (3. Auflage, 1927) sowie in dem daran anknüpfenden über die Nibelungenwege hat Sommer diese ältesten Verkehrswege in Schlesien, Sachsen und Hessen bis zum Rhein, ferner in Süddeutschland von Worms zur Donau und über Passau und Wien nach Ungarn sowie von der oberen Weichsel zur Donau, sodann auch in Norddeutschland von Ostpreußen über Pommern und Nordbrandenburg zur Elbe beschrieben. Bei seinen weiteren Studien hat er besonders die Nordsüdverbindungen und die Fortsetzung des Ostweges von der Elbe über die Weser zum Rhein, ferner die alten Straßen in Westdeutschland, besonders in der Münsterschen Bucht und ihren Randgebirgen im Süden, Norden und Osten untersucht. Dabei hat sich der Schlüssel zu vielen Angaben der römischen Schriftsteller über die Kriege zwischen Römern und Germanen im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung ergeben. Diese Untersuchungen sind in einem Buche über die germanischen Freiheitskriege in den Jahren 9 bis 16 n. Chr. zusammengefaßt worden, das entsprechend seiner Entstehung zugleich als germanisches Wanderbuch gestaltet ist.

Pfingsttagung 1936. Zum ständigen Ort unserer diesjährigen Tagung haben wir Mannheim gewählt, dessen Ortsgruppe der Freunde germanischer Vorgeschichte und der Altertumsverein mit seiner rührigen Führung sich uns bereitwilligst zur Verfügung gestellt haben. Der Begrüßungsabend findet am Dienstag, dem 2. Juni im Rittersaal des Mannheimer Schlosses statt. Der Mittwoch führt uns nach dem Kriemhildenstuhl und der Heidenmauer bei Bad Dürkheim und seiner Umgebung. Am Donnerstag geht es nach Heidelberg, dem Heiligenberg und andern germanischen Stätten und der Freitag bietet Gelegenheit zu Fahrten nach dem Donnersberg, Worms und Lorsch. Das Nähere wolle man aus beiliegender Einladung ersehen.

Anmeldungen und Anfragen an den Altertumsverein Mannheim.

Professor Sommer gibt bekannt, daß er bereit ist, mit Teilnehmern, die auf dem Rückweg durch Gießen kommen, noch ein oder zwei Tage Germanenkunde am römischen Limes und in der nördlichen Wetterau zu treiben.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Dr. J. O. Plaßmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Str. 12; für den Anzeigenteil Dr. Viergutz, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Printed in Germany. D. A. I. Vj. 1936 3800. Pl. Nr. 3.

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1936 Juni Heft 6

„Ir sult sprechen willekomen!"

Zum neunten Male kommen die Freunde germanischer Vorgeschichte zu ihrer alljährlichen Heerschau zusammen, um über die geleistete Arbeit Rechenschaft zu geben, vom Kampfe um ein deutsches Deutschland zu berichten und neuen Schwung zu gewinnen für diesen Kampf, dessen letzte Schlacht noch nicht geschlagen ist — mag auch die allgemeine Voraussetzung für ihn seit unserer ersten Thingversammlung in Detmold sich in einer damals kaum erwarteten Weise gebessert haben. Wenn wir für diese unsere Heerschau die Zeit gewählt haben, in der die siegreiche Sonne zur sommerlichen Höhe emporsteigt, so taten wir das nicht nur in äußerlicher Anlehnung an den Brauch unserer Ahnen, der uns heilig ist; wir tun es, weil wir den Willen haben, wiederzuerwerben, was jene als ein unmittelbares und lebendiges Weltgefühl besessen haben. Darum sind unsere Versammlungen nicht zu vergleichen mit den regelmäßigen Zusammenkünften irgendwelcher, einem mehr oder weniger ideellen Zweck dienenden Vereine, die mit einer Resolution und der Verkündung des nächsten Tagungsortes geschlossen werden. Wir sind aber auch keine rein wissenschaftliche Vereinigung, die Lehrmeinungen äußern und wider einanderstellen will, um diese oder jene Auffassung von diesem oder jenem Gegenstand festzustellen. Wir vertreten nicht ein bestimmtes Dogma oder eine bestimmte Methode — vielmehr sind wir eine Gemeinschaft, die in erster Linie durch ihren *Glauben* zusammengehalten und lebendig gemacht wird. Aber auch wieder nicht durch einen Glauben, der auf Formeln und Lehrsätze abgezogen ist, sondern durch den Glauben an eine höhere Macht und eine höhere Sendung, die uns mit unserem Blut und unserer Seele, mit unserem Lande und seiner Geschichte von unseren Ahnen gegeben worden ist. An diese Sendung *glauben* wir; und wir wissen, daß wir unserem höheren Daseinszweck gerecht werden, wenn wir sie getreulich erfüllen. Im Dienste dieser Sendung stehen die Waffen, die uns die Wissenschaft gegeben hat, und die wir mit jener Ehrfurcht pflegen und führen wollen, die der deutsche Mann von jeher seiner Waffe entgegengebracht, und mit der er auch den Waffenmeister behandelt hat, der ihm die Waffe schenkte.

Wir haben über das rechte Verhältnis zwischen völkischem Wollen und exakter Methode an dieser Stelle des öfteren geschrieben; es muß und soll das gleiche Verhältnis sein, wie zwischen dem Fechter und seiner Waffe. Diese ist nichts, wenn sie nicht in der Hand

eines Mannes ruht, der den Willen hat, sie scharf und schneidig zu schwingen; aber auch jenem fehlt der Arm, wenn ihm die scharfe und geschliffene Waffe fehlt, die niemals durch eine noch so schimmernde Theaterwaffe ersetzt werden kann. Wenn wir uns oft genug dagegen gewandt haben, daß man das Ziel durch die Methode ersetzt und den eigentlichen Zweck der Forschung über den methodischen Einzelheiten vergißt, so wissen wir doch auch, daß wir der abwägenden, sammelnden und sichtenden Forschung ebenso wenig entraten können, wie diese auf die Dauer auf eine geistige und seelische Zielsetzung verzichten kann, will sie nicht an Scherben und Steinen zerbrechen oder versteinern. Was wir wollen, ist gegenseitige Achtung und gute Kameradschaft, die sich aus der Ausrichtung auf ein gemeinsames Ziel ja endlich von selbst ergeben muß.

Wenn wir diese Richtung in unserer Zeitschrift „Germanien" von Anfang an trotz aller Schwierigkeiten gewahrt haben, so müssen wir die Verdienste derer anerkennen, die in Gemeinschaft mit Wilhelm Teudt die Zeitschrift aus kleinen Anfängen dahin gebracht haben, daß sie zu einem Kampfblatt für unseren deutschen Gedanken werden konnte, den wir aus seinen uralten Wurzeln immer reiner und klarer erwachsen lassen wollen. Das Ziel dieses Kampfes ist die lichte Idealgestalt des germanischen Menschen, der einzigen auf unserem Boden und in unserem Blute möglichen Vollendung eines Menschheitsideals überhaupt. Wenn wir für dieses Ideal mit aller Schärfe und aller Unerbittlichkeit kämpfen, so kennen wir als Gegner nur jene Mächte, die dies unser Ideal nicht anerkennen, die es schmähen und uns rauben wollen, weil sie unsere Seelen nach einem grundsätzlich fremden und daher feindlichen Bilde formen wollen. Gegen diese Mächte hat sich von jeher der Freiheitskampf des germanischen Menschen gerichtet, und wenn fremde Geister diesem Kampfe jemals mit Gewalt oder wie es heute wieder mehr versucht wird — mit List ein endgültiges Ende setzen zu können glauben, so beweist das nur, daß sie unser Ideal niemals begriffen haben und in Ewigkeit nicht begreifen werden.

Wir haben, ausgehend von den Stätten der ersten großen germanischen Freiheitsschlacht, die ersten Versammlungen vorwiegend im niederdeutschen Gebiete abgehalten. Das war durch die Entwicklung unseres Bundes bedingt, aber es war nicht etwa der Gedanke maßgebend, als wenn das niedersächsische Deutschtum höher im Range stände als das irgendeines anderen Gaues! Dem von Detmold ausgehenden Weckruf schlugen die deutschen Herzen im Süden und Westen mit der gleichen, ja vielfach mit noch größerer Freudigkeit entgegen, wie im Norden des Landes, und das entspricht durchaus der germanischen Überlieferung des Gaues, in dem wir heute zusammenkommen. Um Pfalz und Odenwald haben sich die größten Überlieferungen unseres Volkes zu endgültiger Form verdichtet. Hier lebt und spricht der deutsche Geist in dem Liede von dem kühnen Heldengeschlecht der Burgunden und dem Lichthelden Siegfried; hier hat er später die nicht weniger germanischen Gestalten eines Hagen und seines fröhlichen und tapferen Freundes Volker erschaffen — Gestalten, in denen die ernste und die frohe Seite des Germanen ihren ergreifendsten Ausdruck gefunden haben. Denn auch diese kämpfend-frohe Haltung gehört unabtrennbar zum Wesen des germanischen Deutschen; sie finden wir vor allem in diesem blühenden und gesegneten Lande, in dem Nemeter und Burgunden, Hessen, Franken und Schwaben einander das Erbe des Blutes und Geistes weitergegeben haben. Hier ist seit der ersten germanischen Besiedlung deutsches Volkstum gegen römische Provinzialherrschaft und alle späteren Überfremdungsversuche beständig geblieben. Immer wieder richtete sich gegen dies blühende und kernfeste Land der Stoß aus dem fremden Westen; immer wieder, bis zu den jüngsten Siegestagen an der Saar, ist er siegreich und ruhmreich für das Deutschtum bestanden worden.

Wir begreifen das, wenn wir wissen, daß dieser Boden germanische Überlieferungen birgt, die Zeugnis und Unterpfand für die Unzerstörbarkeit seines deutschen Wesens sind. Auch hier ist heiliges, germanisches Reich. Plaßmann.

Vom Teufelstein zum Heiligenberg

Sage und Dichtung um die Ausflugsziele der Mannheimer Tagung 1936

Von Prof. Dr. Albert Becker

Wenn die Freunde germanischer Vorgeschichte in den ersten Junitagen nächsthin von ihrem Tagungsort Mannheim aus auch die vorgeschichtlich berühmten und sagenumwobenen Stätten deutschen Ahnenerbes um Bad Dürkheim besuchen, betreten sie eine Örtlichkeit, die seit Jahrhunderten nicht nur auf die Geschichtsforscher ihren Reiz ausübte, sondern auch den Volkskundler und den Dichter immer wieder beschäftigte.

Diese Teilnahme erwachte, soweit ich sehe, um die Mitte des 18. Jahrhunderts, als der vormalige Jenaer Professor und spätere Speyerer Gymnasialkonrektor M. Georg Litzel (1694—1761), ein geborener Ulmer, mit Nachdruck die Speyerer Denkmale und Funde der Vorzeit behandelte und so (1751) in seiner „Historischen Beschreibung der kaiserlichen Begräbniß in dem Dom zu Speyer vom Jahre 1030 bis 1689" und im Zusammenhang mit der von der alten Salierburg Limburg, der heutigen Abteiruine, nach Speyer führenden Baugeschichte des Kaiserdomes auch der Überlieferung gedachte, es habe den — Teufel verdrossen, daß Kaiser Konrad II. sein Bergschloß über Dürkheim in ein Kloster verwandelte. Daher „habe der Teufel einen sehr großen Stein von einem fernen Orte hergeholt, um das Kloster damit niederzuwerfen; auf Anraten eines alten Weibes, daß er ein wenig ausruhe, habe er ihn niedergelegt; und da er ihn wiederaufheben wollte, sei der Stein zu Butter geworden, und so habe er denn sein Vorhaben nicht ausführen können."

Die „Fabel", die nach Litzel „einst bei den Einwohnern selbiger Gegend herumgetragen wurde", begegnete mir in einer fast gleichaltrigen Form, die aber doch wieder eine gewisse Besonderheit aufweist und darum mitteilenswert erscheint. Sie ist von J. D. Fladt im gleichen Jahre 1751 aufgezeichnet und noch besonders beachtenswert, weil der Urhandschrift, die ich in dem Geheimen Hausarchiv zu München fand [1], auch eine Zeichnung Fladts beigegeben ist, die uns den Teufelstein in einer wohl ältesten Bildskizze zeigt und dazu auch die unweit davon gelegene gewaltige Heidenmauer. Fladts Darstellung der Sage lautet (in neuzeitlicher Schreibweise) also:

„Nachricht
vom Teufelstein und dessen Ringmauer 60 bis 70 Schritt weit davon gelegen
oberhalb des vormaligen Stifts Limburg.

Von diesem sehr großen und sehenswürdigen Stein, welcher in dasigen Gegenden etwa nicht ohne Grund der Teufelstein genennet wird, erzählet man nachfolgende Geschichte:

Es habe nämlich dem Teufel verdrossen, als er vernommen, daß das Schloß Limburg zu einem Gotteshaus gewidmet worden seie, gestalten er in der Meinung gestanden, es würde ein weltliches Gebäude oder gar ein Wirtshaus daraus werden. Seine Rache nun an demselben auszuüben, habe er einen sehr großen Stein gesuchet, umb dasselbe damit zu zerstören. Als er nahe dabei kommen, habe er den Stein auf gegenwärtigen Platz, wo er jetzo lieget, niedergeleget und sich darauf gesetzet, umb auszurasten. Hierauf seie eine Weibsperson, welches die Mutter Gottes gewesen sein solle, zu ihme kommen und habe ihn umb sein Vorhaben befraget. Als sie es vernommen, seie sie verschwunden. Der Teufel habe sofort den Stein wiederaufheben wollen; allein, als er ihn angreifen wollte, seie er weich wie Butter gewesen. Er habe folglich nichts mehr damit ausrichten können, wie man dann auch noch von seinem Sitz die Cavität

[1] Thesaurus Palatinus: Hs. 317 I. II.

(Aushöhlung) auf demselben wahrnehmen kann. Man sehe auch, was Georg Litzel in seiner Beschreibung von der kaiserlichen Begräbniß in Speyer Kap. 1 § 3 pag. 4 mit wenigem davon meldet."

Fladt kannte also schon die Veröffentlichung Litzels aus dem gleichen Jahre 1751; auch seine bildliche Darstellung, die wir hier wiedergeben können, weist diese Datierung auf. Diese handschriftliche und bildliche Darstellung J. D. Fladts liegt offenbar auch der im Druck erschienenen Arbeit des bekannteren pfälzischen Historikers P. W. L. Fladt, seines älteren Bruders, in Heidelberg zugrunde, die 1760 erschien[1]. (Philipp Wilhelm Fladt, auch Flad, war Kirchenrat in Heidelberg, sein Bruder Joh. Daniel Archivar der dortigen Kirchenverwaltung.) Was uns an der Fassung der Sage J. D. Fladts besonders beachtlich erscheint, ist die noch zutage liegende Erinnerung an den tieferen Gehalt und geschichtlichen Hintergrund der Überlieferung: ich meine den Kampf zwischen germanischer und christlicher Gottesverehrung, der auch hier am Teufelstein einmal ausgefochten wurde, und das verklingend wohl noch in den Tagen, da der stolze salische Erbsitz Limburg aus dem Gefühl des Dankes für die Wahl Konrads zum Kaiser zu einem Familienkloster der Salier sich wandelte und kluniazensischen Benediktinern übergeben wurde. So wird J. D. Fladts Darstellung der von ihm mitgeteilten Sage zu einem religionsgeschichtlichen Zeugnis, das in den Felszeichnungen des nahen Brunholdis- oder Kriemhildenstuhls[2] wie wohl auch in der Ringmauer seine Stütze findet. Fladt bemerkt zu der Sage von dem Teufelstein folgendes: „Diese Tradition (von der wir vorhin hörten) hat insoweit in der Wahrheit ihren Grund, als es gewiß ist, daß durch die christliche Religion die Altäre des Teufels dasiger Gegenden seind zerstöret und ohnbrauchbar gemacht worden, wovon dieser alte deutsche heidnische Opferstein, so mitten in denen Hainen und Wäldern aufgerichtet, als ein wahres Überbleibsel noch heutzutage gesehen werden kann, gestalten der große Stein nichts anderst gewesen als ein heidnischer deutscher Altar, worauf die Opfer im Gesichte einer Menge Volks, welches in dem Circul oder Ringmauer versammlet gewesen, gesehen werden kunnten, die Cavität aber in demselben vermutlicht zum Aufbehaltung des Opferbluts zu oberst eingehauen worden ist."

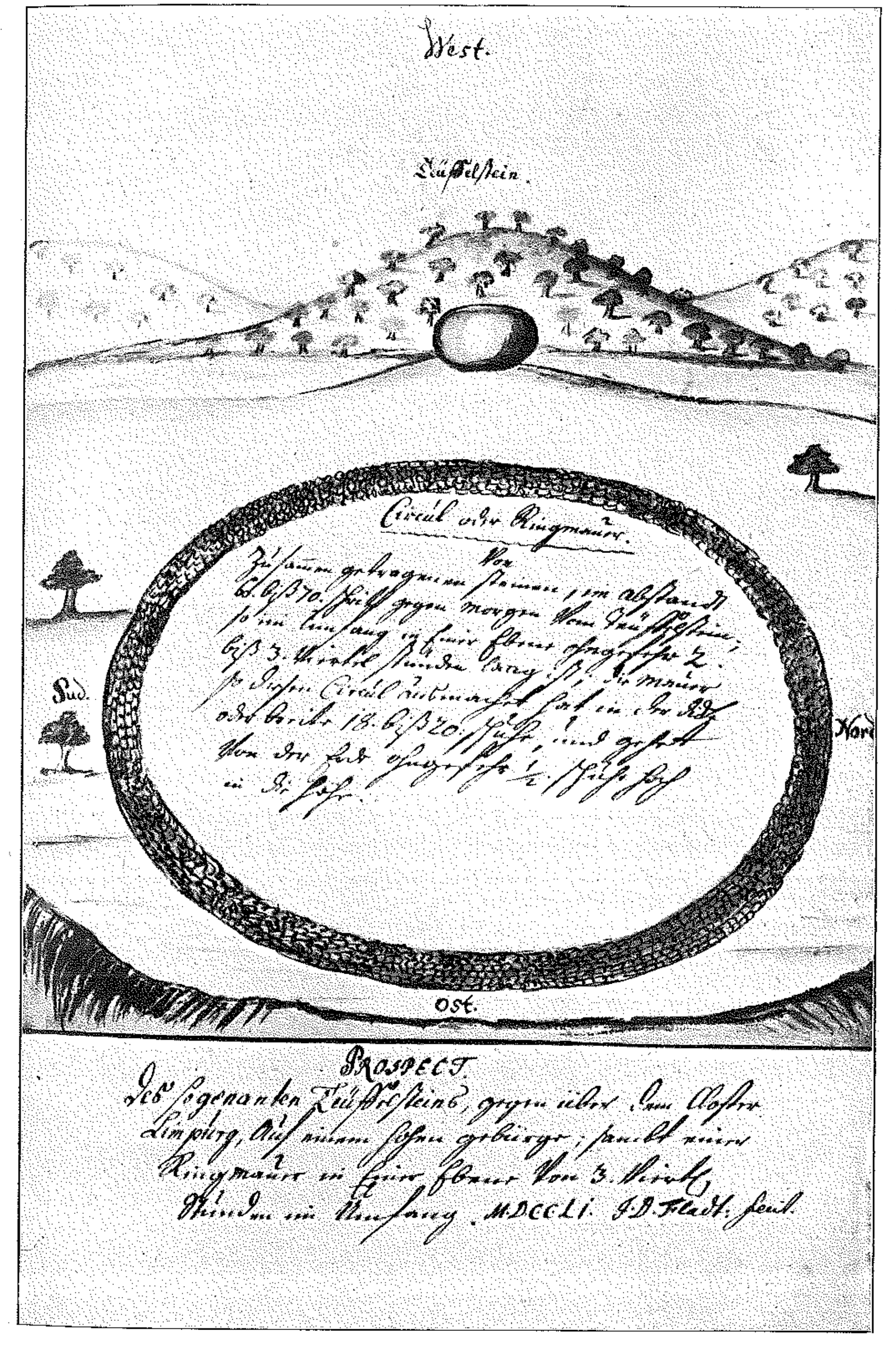
Besonders beachtenswert erscheint in der Fassung der mannigfach überlieferten Teufelsteinsage, daß das „alte Weib" Litzels oder — nach anderer Überlieferung — die „weiße Frau" hier als „Mutter Gottes" dem Bösen entgegentritt — also die sichtbare Verkörperung des germanisch-christlichen Gegensatzes, den Heidenmauer und Kloster Limburg wie der nahe Kriemhildenstuhl so deutlich in die Erscheinung treten lassen.

Wie die Schauer der Geschichte diese Stätten umwittern und in der Sage ihre Steine reden lassen, so umspielt sie auch ein über das Örtliche weit hinaus ragendes dichterisches Schrifttum.

„The Heidenmauer" ist ja der Titel eines Romans, den der amerikanische Schriftsteller James Fenimore Cooper (1789—1851) nach seinem Herbstaufenthalt in der Pfalz und Bad Dürkheim (8.—22. September 1830) Mitte 1832 veröffentlichte und der sicher weniger bekannt geworden ist als Coopers vielgelesene „Lederstrumpf-

[1] Landesbibliothek Speyer. Philipp Wilhelm F. (1712—1786), Johann Daniel F. (1718—1779).

[2] Nach E. Christmanns Annahme (Die Westmark 1934/35, 10. Heft, Juli 1935). Über das merkwürdige Denkmal selber ist neuerdings seit 1933 (Germanien 1933, Heft 9, S. 267—275 und öfter) sehr viel veröffentlicht worden; vgl. etwa den zusammenfassenden Bericht Adolf Stolls in den Mannheimer Geschichtsblättern 36, 1935, Heft 1—3, mit dem früheren Schrifttum. Dazu jetzt Fr. Sprater, Brunholdisstuhl — Kriemhildenstuhl, ebenda 36, 1935, Heft 10—12. Auf Beziehungen der Gegend zur Nibelungensage habe ich in der Zeitschrift „Die Pfalz am Rhein" 17, 1934, S. 108 hingewiesen. Carl Schuchhardt, Deutsche Vor- und Frühgeschichte in Bildern (1936), Tafel 63 verlegt in der nicht zutreffenden Beschriftung den Brunholdisstuhl nach Rheindürkheim (Kr. Worms).



Der Teufelstein
Zeichnung von J. D. Fladt

erzählungen". Uns fesselt besonders, was der geschichts- und überlieferungsarme Amerikaner, in die Rätsel unserer germanischen Vorzeit versenkt, in der Vorrede zu seinem Roman zu erzählen weiß; ich folge dabei der Übersetzung Karl Kolbs[1]: „... Als mein Reisehandbuch, das ich mitgenommen hatte, berichtete, daß die Heidenmauer dereinst ein Germanen-, vielleicht sogar ein Hunnenlager und der Teufelstein ein altheidnischer Opfertisch gewesen sei, reifte in mir rasch der kühne Entschluß, auch diesen Urstätten menschlichen Ringens und Schaffens eine Visite abzustatten und dabei meine Kenntnisse der Sitten und Gebräuche meiner altgermanischen Vetterschaft tunlichst zu erweitern. Während wir nun talabwärts stiegen, ließ unser Christian Kinzel (so hieß der Dürkheimer Führer) mit gewohnter Redseligkeit die Sagen vom Stapel, welche die Limburg und den Teufelstein in ebenso ergötzlicher wie bedeutungsvoller Weise verknüpfen.

Bei Erbauung der Limburg hatten die Mönche mit dem überall seinen Vorteil erlauernden Teufel einen Pakt abgeschlossen, kraft dessen sich Vater Beelzebub verpflichtete, die Steine im nahen Felsgebirge für das riesenhafte Werk nicht bloß zu brechen, sondern auch aufs feinste bearbeitet an Ort und Stelle zu schaffen. Der lockende Preis hiefür habe in dem Versprechen bestanden, daß hier eine Wirtschaft errichtet werde, was der dumme Teufel — die Teufel sind ja stets dumm — auch geglaubt habe. Er glaubte sogar, ein höllisch gutes Geschäft zu machen; denn das riesenhafte Wirtshaus werde die allezeit durstigen Pfälzer vollends um den Verstand bringen und ihm herdenweise ins Gehege treiben. Unter solchen trügerischen Vorspiegelungen schaffte und schanzte der Vater der Sünde so eifrig in einem pechdünstenden Schweiß, daß er die größten Felsblöcke in rasendem Flug herbeitrug und die Abtei samt Kuppel und Türmen in unglaublich kurzer Zeit fertig dastand. Wie aber dann in der Kuppel sechs Glocken auf einmal den dröhnenden Mund auftaten und die Mönche zur Einweihung des Klosters in feierlicher Prozession mit vorangetragenem Kreuz den Limburgberg hinanstiegen, da konnte dem betrogenen Satan die Wahrheit nicht länger verschlossen bleiben. Mit schrecklichem Gefauche stürzte er auf den gegenüberliegenden Hang der Heidenmauer, um dort aus den tiefsten Eingeweiden der Erde einen riesigen Felsblock loszuwühlen und mit zerschmetternder Wucht über das Tal hin auf die Limburg zu schleudern. Da plötzlich fühlte er zu seinem Entsetzen, daß der Fels in seiner Hand weich wurde, wie wenn er von Butter wäre, und sich hiedurch jedem Versuch einer frevlen Schleuderung in der hartnäckigsten Weise entzog. Der heilige Benedikt hatte vermutlich über seine neuen Schutzbefohlenen gewacht und dies rettende Wunder ausgeheckt. Dem armen Teufel blieb daher nach einigen weiteren verzweifelten Schleuderungsversuchen nichts übrig, als wieder einmal an die Stärke des Himmels zu glauben und sich beschämt davonzutrollen.

Das Volk bemächtigte sich später mit Vorliebe dieser Sage und schmückte sie in seiner naiven Weise noch aus. So zeigt man z. B. noch gewisse Merkzeichen des Felsens, die beweisen sollen, wie verzweifelt der Höllengeist mit seinem Widersacher, dem Butterkloß, gerungen habe. Am wenigsten zweifelerregend scheint in dieser Beziehung ein kegelförmiger Eindruck auf dem Gipfel des Berges zu sein, der, wie viele fest und steif behaupten, davon herrührt, daß der von seinem vergeblichen Rasen erschöpfte Satan sich in trübseligem Hinüberstarren auf den butterweichen Stein gesetzt und somit den Abdruck seines — Hinterteils hinterlassen habe."

Auch das Ergebnis seiner eigenen Beobachtungen an Ort und Stelle mag uns der Amerikaner erzählen:

[1] Vgl. Hermann Schaefer, Meta und Berchthold oder die Zerstörung der Limburg. Romantische Erzählung aus dem Jahre 1504. Sonderdruck Herzogmühle, Grethen 1921. Dazu F. Weckesser, J. F. Cooper in der Pfalz (Pfalz-Saar 18, 1935, Nr. 20, 15. Oktober).

„Der Ringwall bestand aus den Ruinen einer kreisförmigen, etwa eine halbe Stunde im Umfang messenden Mauer, um deren äußere Seite in ununterbrochener Folge regellose Steinhaufen angeschüttet waren, während im Innern der so gebildeten Arena vielfältig die Spuren von Fundamenten und abgeteilter Mauerreste zutage traten. Das Ganze war von einem Anflug junger Kiefern gedeckt und gegen das Muttergebirge hin durch einen Graben noch besonders geschützt. Der Teufelstein lag etwa 1000 Fuß vom Rande der Heidenmauer entfernt auf einem mäßig hohen, dem Plateau entsteigenden kahlen Hügel. Er ist ein verwitterter, die Narben der Jahrtausende tragender, gewaltiger Felsblock, der sein hochgestirntes Haupt weit über die vorderen Gebirgsausläufer emporhebt. Ich setzte mich", so erzählt Cooper, „auf seinen Gipfel und versank sofort, von der Weite und geistigen Tiefe des Ausblicks gepackt, in sinnende Betrachtungen. Von dem mächtigen Schatten des rückwärts liegenden Gebirgsmassivs gehoben, erstrahlte, soweit das Auge reichte, eine lichtflimmernde, in allen Farben des schaffenden Lebens prangende Riesenzauberplatte, aus der sich beim näheren Zusehen eine unabsehbare Fülle der lieblichsten Miniaturgemälde hervordrängte. Hochgiebelige Dörfer wechselten mit goldgrünen Rebenhügeln, duftblaue Haine mit lachenden Fluren, reiche Städte des Handels mit solchen des Gewerbfleißes, und dazwischen blitzten da und dort die Fluten des Rheines und des Neckars auf, gleich festlichen Silberbändern, die von Sonnengold triefen; als höchste, von magischem Zauber umflossene Lichtpunkte traten daraus die Dome von Worms, Mannheim und Speyer hervor ...

Den malerischen Abschluß bildeten am östlichen Horizont die vom Märchenduft der Ferne umträumten Berge des Odenwaldes, in deren Schatten das silberbemooste Felsgestein verschiedener sagenhafter Burgruinen so weich eingebettet lag, wie es solchen ehrwürdigen Zeugen der Vergangenheit gebührt. Gleich einer Fürstin aber erhoben sich daraus die von einem rosigen Schimmer umflossenen Traumgebilde des Heidelberger Schlosses, das selbst in diesen verschwimmenden Linien dem inneren Blick sofort ein aus Natur und Kunst gewobenes Prachtgemälde vorzaubert, wie es die Welt nicht leicht ein zweites Mal zu schaffen vermag."

Das herrliche Bild, das Cooper hier vor unser Auge zaubert, spiegle sich in den Versen des Cooper artverwandten großen englischen Dichters Lord Byron (1788 bis 1824):

So grüß' ich niemals mehr ein ander Land.
Die Seele strahlt in deinem Farbenschimmer,
und wenn das Auge schmerzlich abgewandt
den Sehnsuchtsblick vom schönen Rheinesstrand,
so tönt ein dankbar rühmend Scheidewort:
„Wohl steigt und leuchtet stolzer mancher Ort,
doch keiner zauberisch verklungen beut
so Glanz und Huld und Reiz, den Ruhm der alten Zeit,
die unbewußte Hoheit, Frucht und Blüten
der Reife nah', des weißen Städtchens Glänzen,
den lauten Strom, der Felsen Pyramiden,
die Waldesgrün und graue Burgen kränzen,
und Klippen wild, gleich Rittertumes Spuren,
wie höhnend Menschenkunst, und stets umwallen
sie Menschen, froh und glücklich, wie die Fluren,
die ihren Segen rastlos spenden allen,
erblühend um den Strand, ob rings auch Reiche fallen."

Und auch unser Ludwig Uhland grüßt einmal von jenen Höhen ob Bad Dürkheim

> die Städt' und Burgen, Fluß und Feld und Hain
> und allen Reichtum dieser schönen Welt
> so freundlich und so blühend hingelegt ...[1]

Das Stichwort Heidelberg, das uns Cooper gab, leite hinüber über den Rhein zu den Höhen des Heiligenbergs und seiner neuen Thingstätte, die unsere Freunde ja gleichfalls von Mannheim aus besuchen werden. Es erinnere uns aber auch wieder an den Sänger Altheidelbergs, den vor fünf Jahrzehnten geschiedenen Joseph Victor von Scheffel und an ein Urteil, das der geschichtskundige Dichter nach einem Besuch eben Dürkheims und der Heidenmauer seinem Freund Paul Heyse gegenüber abgab: „Um Pfingsten", so schrieb Scheffel vor eben 75 Jahren[2], am 25. Mai 1861, „hab ich an Dich gedacht, da ich in den Bergen von Dürkheim herumstieg. Es steckt, drei Stunden hinter Dürkheim auf hohem, waldigem Bergrücken, ein Drachenstein, darin das Volk itzt noch zwo Höhlen die Drachenkammern heißt ... wohl einer der Plätze, an denen die in dem rheinfränkischen Land lokalisierte Siegfriedssage[3] einst lebendig war ... das waldeinsame laubgrüne Höhenbild von jenen Gipfeln hat mir gar wohlgetan. Auch die Heidenmauer ... eine Umwallung einer ganzen Bergkuppe, so daß der innere Raum als heiliger Hain, Totenbestattungs- und Opferort ... in Kriegszeit aber als Fluchtwinkel und Feste diente, führt die Gedanken in dieselbe graue Vorzeit, da an den helvetischen Seen unsre frommen Vorväter auf Pfahldämmen ihre Asyle im Wasser gründeten — Geschichten aus vorgeschichtlicher Zeit!"

Noch lockt die Versuchung, der vielen zu gedenken, die wie Cooper, Byron, Uhland, Scheffel und Heyse forschend und sinnend und dichtend schon an jenen Stätten geweilt: von den Orts- und Heimatdichtern bis hin zum großen Sänger, von dem schlichten Heimatforscher bis zu den Trägern klangvollster Namen — ich nenne so beispielsweise August Becker, Friedrich Blaul, F. K. Bruckner, H. J. Fried, P. Gärtner, Karl Geib, F. W. Hebel, Eduard Jost, Johann Georg Lehmann, Heinrich Mayer und Christian Mehlis, die früh schon den Spuren germanischen Ahnenerbes in unserer Landschaft gefolgt und ihr Bild der Vorzeit auch dichterisch zu tönen wußten; ich nenne, von Lebenden auch hier abgesehen, weiter Namen wie Hippolyt August Schaufert, Hermann Schaefer, Alois Schreiber und Franz Weiß bis zurück zum jungen Goethe oder her zu den Gelehrten Karl Cäsar von Leonhard und Silvester Jordan, Franz Kugler, Berthold Riehl, Georg Dehio und Rudolf Virchow, der immer wieder gern in unserm Dürkheim Einkehr hielt.

[1] Vgl. die Festnummer des Heidelberger Fremdenblatts 1935, Nr. 8, 1. Juniheft (Weihe des Things), wo ich der Örtlichkeit besonders gedachte.

[2] Conrad Höfer, Briefwechsel zwischen Joseph Victor von Scheffel und Paul Heyse. Karlsruhe 1932. S. 63—64.

[3] Ich erinnere an die neu nachzuprüfenden Arbeiten von C. Mehlis, Der Drachenfels bei Dürkheim a. d. H. (I. Gymnasialprogramm Neustadt a. H. 1894, II. ebenda 1897).



Lebendiges Ahnenerbe
Kinder mit „Sommerstecken" vor dem Brunholdisstuhl bei Dürkheim. Die Formen des heutigen Brauchtums entsprechen genau den uralten Steinritzungen.

Noch schauen, wie einst auf sie alle, die Jahrtausende rätselvoll dort auch auf uns herab:

> noch ruhet auf derselben Stelle
> ein stummer Zeuge und allein,
> wo er entfiel dem Herrn der Hölle,
> auf hohem Berg der — Teufelstein ...

(Franz Weiß.)

Das Mühlhäuser Brunnenfest

Von Marieluise Henniger

Eine deutsche Sommerfeier

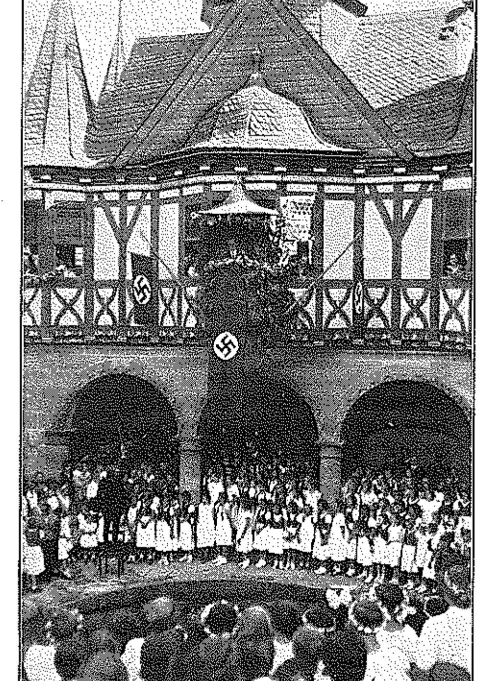
> „Zwei Türme ohne Dach,
> Zwei Häuser ohne Fach,
> In jeder Straß' ein Bach!"

Mühlhausen, das alte Molinhuso, die ehedem freie Reichsstadt, blickt auf eine große Vergangenheit zurück. Als Zeugen der einstigen Macht und Herrlichkeit ragen noch in unsere Zeit die vielen Kirchen und die sieben vielgestaltigen Wehrtürme hinein. Festtags hängt das Geläut der Kirchenglocken wie eine tönende Wolke über Mühlhausen und erfüllt das Städtchen mit schwingenden Weisen, während unten in den Straßen die Bäche Tag und Nacht ihr Plätscherlied ertönen lassen.

Zwei Quellen speisen sie, die Vorstadt St. Nikolai und die Unterstadt werden von der Popperöder, die obere Stadt von der Breitensülzenquelle durchflossen. Westlich von Mühlhausen durchbricht der Popperöder Bach die fruchtbare Erde, um am Ende seines Weges vom Unstrutmühlgraben verschluckt zu werden, nachdem er — während seines Laufes nicht müßig — die Werke von zwölf Mühlen zum Drehen brachte und zwischendurch den Popperöder Teich mit klarem Wasser füllte.

Sonne, Wasser, Fruchtbarkeit und Freude bilden seit altersher einen lieblichen Zusammenklang im Volksglauben. Schon bei altgermanischen Frühlingsfesten stand die Ausschmückung der Brunnen im Mittelpunkt, ein Brauch von tief sinnbildlicher Bedeutung. Die Krone aller deutschen Brunnenfeierlichkeiten, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben, ist das Mühlhäuser Fest am Popperöder Brunnenhaus. Goethe schreibt über jenen Bach, der oberhalb der Stadt entspringt: „Es ist ein gesundes und gutes Wasser, und es werden noch jährlich zu drei verschiedenen Zeiten Dankmessen zelebriert, und zwar ziehen die Lehrer männlichen und weiblichen Geschlechts mit ihrer Schuljugend in Prozession an den Ursprung der Quelle, sowie auch die Waisenkinder ganz besonders mit ihren Lehrern. Die Stadt liegt in einer fruchtbaren Gegend und hat eine gesunde Lage; sie hat viele Kirchen und große Stadtmauern."

Die Quelle dieses Baches selbst ist ein Edelstein. Von ihrem Spiegel aus stuft sich das Land in einer geschlossenen Runde empor. Uralte Linden breiten ihre Kronen schützend über den Platz, daß er ganz in der kühlen Frische des Schattens liegt. Nach Süden zu erhebt sich unmittelbar über dem Silber des Spiegels in luftiger Bauweise, der etwas Schwebendes anhaftet, das Brunnenhäuschen, mit Erkern und Ecktürmchen geziert. Es wurde im Jahre 1614 erbaut. Die Quelle, die bis auf den Grund von gläserner Bläue ist, verdankt ihre ebenso eigenartige wie schöne Fassung dem ehedem reichsstädtischen



Mädchenbrunnenfest in Mühlhausen in Thür.

Bürgermeister Gregorius Fleischhauer. Die lateinische Inschrift ermahnt: „Hier erfrische jedermann, der als Gast hergekommen, Geist und Gemüt und lobe den gütigen Gott mit dankbarem Munde!“

Diesen Dank statten die Mühlhäuser getreulich ab, wenn sie zur Quelle ziehn, den Frühsommer zu begrüßen, der ihnen die ersten Rosen beschert.

Das Brunnenfest wird in diesem Jahre — wie alljährlich — im Monat Juni gefeiert, und zwar gewöhnlich an den Montagnachmittagen. In den letzten Jahren fügte man bisweilen auch noch die Sonnabende ein.

Jede Schule bringt nach altem Brauch der Quellengottheit Blumen dar, so daß sich die Brunnenfestfeier so oft wiederholt, als Schulen vorhanden sind. Der Ort der Feier war ursprünglich allein die Popperöder Quelle, erst später kam die Quelle der Breitsülze hinzu, an welcher — jährlich wechselnd — die Hälfte der Volksschulen das Brunnenfest begeht, während die höheren und mittleren Schulen an der Popperöder Quelle feiern.

Die älteste Erwähnung des Brunnenfestes geht auf das Jahr 1605 zurück. Es wurde von dem Gymnasium, das, abgesehen von den Küsterschulen, die gesamte männliche Jugend der Stadt in sich vereinigte, begangen.

Die Mädchenschule hat die Brunnenfahrt ebenfalls schon im 17. Jahrhundert unternommen, wie aus alten Kämmereirechnungen festgestellt wurde. In den Rechnungen des Brückenklosters vom Jahre 1647 fand sich diese Eintragung: „Zwo Gulden, vierzehn Groschen, acht Pfennige für vierunddreißig Stübchen Bier auf der Meidlin-Schulfest am Brunnen verzehrt ...“ also das Brunnenfestbier, das der Magistrat noch bis kurz vor dem Kriege darreichen ließ. Bei den ebenfalls erwähnten Brezeln ist sicherlich an die Brunnenfeststriezel zu denken. Hier ist zum ersten Male des Mädchenbrunnenfestes in den Akten gedacht, doch dürfte es viel älter sein[1].

Das Mädchenbrunnenfest bietet uns das lieblichste Sommerbild. Mit Kränzen im Haar und Sträußen in den Händen ziehen die Töchter Mühlhausens an ihre heilige Quelle, in die sie nach dem Gesang der Brunnenfestlieder ihre Blumengaben versenken. Ist dann die Quelle in ein einziges schwankendes Blumenbeet verwandelt — oft ergleißt auf dem Grund ein Blumenstern wie unter einem Glassturz —, ertönt der Festgesang: „Lobt Gott, lobt alle Gott, dankt ihm, dem Ewigweisen!“

Mündlicher Überlieferung zufolge soll die Popperöder Quelle versiegen, sobald das Brunnenfest nicht mehr gefeiert wird.

Die älteste Kunde vom Schülerbrunnenfest findet sich in den Acta ministeria des Ephoralarchivs und lautet:

„20. Juni 1605 gehen die Collegan mit den Knaben zum brunne darüber newe turbae zwischen dem Rectore und Esaia (Magister Esaias Rodius) sich erheben, darum daß Esaias sollte gesagt haben, er wollte mit den falsis fratribus nichts zu tun haben.“

Es handelt sich hier offenbar um eine Schulfeierlichkeit des Gymnasiums.

[1] Siehe Mühlhäuser Geschichtsblätter Band 27, Seite 229.

Die Etzelburg der alten Karten

Von Prof. Dr. Sommer, Gießen

Die Rennsteige und Rennwege des deutschen Sprachgebietes sind in der Schrift von L. Hertel, die auf einer Umfrage des thüringischen Rennsteigvereines beruht, zuerst im Jahre 1899 zusammenfassend dargestellt worden. In bezug auf die Deutung des Namens, kann ich auf die Untersuchungen von Hertel verweisen.

Unabhängig von dieser grundlegenden Schrift habe ich mich, ebenso wie Hertel von Thüringen ausgehend, schon seit 1885 mit den Rennwegen befaßt und viele durch Wanderungen kennengelernt. Unterdessen sind einerseits weitere alte Wege unter diesem oder verwandten Namen hinzugekommen, anderseits ist gerade durch meine Studien ihre Zahl, da ich bei manchen von ihnen zusammenhängende Reihen, die durch größere Gebiete führten, nachweisen konnte, wieder geringer geworden. Es ergab sich in Deutschland, Österreich und Ungarn ein ganzes Netz von alten Wegen, das mir für den vor- und frühgeschichtlichen Verkehr in diesen Gebieten, also im allgemeinen ausgedrückt, für die Völkerwanderungen und besonders auch für die Entstehung der deutschen Stämme von Bedeutung zu sein schien. In diesem Zusammenhang habe ich in dem Buche über Familienforschung, Vererbungs- und Rassenlehre, 3. Auflage, 1927, im 32. Kapitel (Seite 430—478), „Rennwege, Völkerwanderungen und Rassenmischung“, das Ergebnis langjähriger Untersuchungen kurz zusammengefaßt und die Haupt-Rennwege in folgenden Gebieten beschrieben: 1. Thüringen und Hessen, 2. Schlesien, 3. südliches Hessen, Odenwald, 4. Bayern, 5. Österreich und Ungarn. Im Anschluß hieran ist unter 6. die Etzelburg des Nibelungenliedes behandelt, da sie an dem sehr wichtigen Rennweg lag, der von dem oberen Weichselgebiet durch das ungarische Erzgebirge zur Donau bei Gran und weiter durch das westliche Pannonien nach Nordostitalien führte. 7. der Nordosten von Deutschland, Pommern und Brandenburg.

Die Darstellung der alten Wege in Westdeutschland, die unter dem Namen Haar-, Heer-, Hellweg, Rennweg oder Pad, auch unter örtlichen Ausdrücken wie Plackweg im Arnsberger Wald, vorkommen, mußte aus dem Buch wegen Raummangel wegbleiben. Ich habe sie aber nunmehr, im Hinblick auf die Kämpfe zwischen Römern und Germanen zu Anfang unserer Zeitrechnung, niedergeschrieben.

Die Nibelungenwege sind, wie sich auch aus dem Haftenbleiben des Namens in Würzburg und Wien ergibt, Rennwege, d. h. alte Verkehrsstraßen, im besonderen Fall zwischen dem Rhein bei Worms durch den Odenwald zur Donau, dann über Passau, Wien und Hainburg nach Ungarn. Der von hier nach Osten führende Weg heißt auf einer alten Karte Rennweg nach Ungarn und ist niemals ein Grenzweg gewesen, wie das Wort infolge von örtlichen Besonderheiten am Rennsteig in Thüringen von manchen aufgefaßt worden ist.

Dieser Weg von Wien führte über Hainburg und Wieselburg (die Mieseburg des Nibelungenliedes) nach Gran an der Donau, wo „Etzels Stadt zu Gran“ gelegen hat. Man muß aber nach dem Nibelungenlied hiervon die Etzelburg als Herrschersitz ähnlich wie Potsdam von Berlin oder Versailles von Paris unterscheiden.

Aus der Erforschung der Wege vom Rhein zur Donau und weiter bis nach Ungarn ist das Buch „Die Nibelungenwege von Worms über Wien zur Etzelburg. Ein deutsches Wanderbuch“ hervorgegangen (gedruckt 1928 im damaligen Verlag für Urgeschichte von Otto Hauser in Weimar). Schon in dem Buch über Familienforschung hatte ich (S. 462, Fig. 49) den Ausschnitt einer Karte von 1684 wiedergegeben, in der die Etzelburg in deutscher Sprache nordöstlich von Gran und südöstlich von Schemnitz am Abhang des ungarischen Erzgebirges verzeichnet war. Dieser Ort entsprach der Lage nach dem jetzigen

Palâst auf den ungarischen oder Palâstovçe auf tschechoslowakischen Karten. Unterdessen hatte ich weitere Beweise gefunden, daß die Etzelburg = Palâst oder Palastovce in verschiedenen alten Karten am Abhang des Erzgebirges an der linken Donauseite in dem Gebiet, das nach dem Krieg von Ungarn zur Tschechoslowakei gekommen ist, verzeichnet stand (Nibelungenwege, Seite 142—155). Ich möchte nun an dieser Stelle die alten Karten, in denen die Etzelburg vorkommt, soweit sie sich in meinen Händen befinden, kurz beschreiben, so daß sie von den geographischen Sachverständigen in den alten Atlanten wieder erkannt werden können, wobei ich hoffe, daß sich noch weitere Beweise ergeben werden. Dabei halte ich die Reihenfolge ein, in der die Karten zu meiner Kenntnis gelangten und in den genannten beiden Büchern dargestellt worden sind.

1. Karte. Format 120×52 **cm** (vgl. Familienforschung usw. S. 462—63, Fig. 49 und 50, und die Nibelungenwege, Seite 142—143, Abb. 29 und 30). Danubius Fluviorum Europae Princeps cum Ommnibus accessoriis Fluminibus et quae alluit Regnis Provinciis, Dynastiis, Urbibus, eorumque Nominibus prinscis ac recentioribus a Fonte ad Ostia usw. Jakobus Sandrart, Chalcographus Norimbergae AC. 1684. Weitere Inschriften mit Widmung rechts oben, links unten ein Bild von Donaueschingen. Die große Karte ist für die Geschichte der Türkenkriege sehr interessant, weil alle Schlachten, Belagerungen usw. mit Zeitangaben eingetragen sind. Der Maßstab bezieht sich auf ungarische und deutsche Meilen, bei denen die größeren und kleineren unterschieden werden. Sechs ungarische Meilen sind ungefähr gleich zehn größeren oder fünfzehn kleineren deutschen Meilen. Danach lag die Etzelburg zirka acht größere deutsche Meilen nordöstlich von Gran und etwa zwei größere deutsche Meilen südöstlich von Schemnitz.

Abb. 1 Die Lage der Etzelburg nach einer Karte von 1683

Wenn man in einem jetzigen Atlas von der Lage des Ortes Palâst im Verhältnis zu Gran und Schemnitz ausgeht, kann man die Meilenangaben der Karten mit den gegenwärtigen Entfernungen in Kilometern vergleichen. Auf der Karte erkennt man den Eipelfluß, der auf ihr fälschlich in den Granfluß kurz vor seiner Einmündung in die Donau bei Gran einmündet, ein merkwürdiger Fehler, auf dessen Ursache ich hier nicht eingehen kann. Das Donauknie bei Waitzen ist zu flach dargestellt. An der rechten Seite der Eipel (Ipoly) erkennt man zwei Nebenflüsse, von denen der eine nördlich auf Schemnitz der andere mehr östlich gelegene nördlich auf die Etzelburg hinweist. Es ist links d. h. westlich der Schemnitzbach, rechts d. h. östlich der Karpfenbach. Beide sind zu kurz gezeichnet, in Wirklichkeit liegt Palâst = Etzelburg zwischen dem Karpfenbach, der von Carpi kommt und sprachlich mit diesem Ortsnamen zusammenhängt, und dem

Litawabach, der im spitzen Winkel von Ost-Nord-Ost in den Karpfenbach einmündet. In diesem Dreieck liegt an einem auf den früheren ungarischen Karten verzeichneten Höhenweg, der von Norden von der oberen Weichsel über das ungarische Erzgebirge zur Donau bei Gran führt, die Etzelburg. Der Weg führt über Neusohl und Altsohl. Bemerkenswert auf der Karte sind die vielen deutschen Namen in derselben Gegend von Oberungarn, in der sich die Etzelburg befindet, z. B. nahe dem Granfluß Königsberg und Blauenstein, ferner Rosenau. Im übrigen kann man deutlich ungarische und slawische, eingestreut auch türkische Namen unterscheiden. Mehrfach haben einzelne Orte mehrere Namen, z. B. Leva oder Levenz. Die Karte ist für die alte Namensgebung auf dem Balkan von großem Interesse, z. B. heißt das jetzige Galbatz an der Südseite der Donau, östlich von Belgrad „Taubenberg Columbaria Galumbach", was deutlich die Herleitung aus dem lateinischen Columba = Taube verrät. Bemerkenswert sind die aus der Römerzeit stammenden Namen, z. B. Ruinae pontis Trajani am Donauübergang zur Wallachei und nach Siebenbürgen. Die Etzelburg lag also in einem sprachlichen Mischgebiet, in dem deutsche, ungarische und slawische, manchmal auch lateinische oder türkische Namen für den gleichen Ort vorkommen.



Abb. 1a. Das Gebiet der Etzelburg nach einem neueren Atlas

2. Karte. Format 50 × 60 **cm** (Nibelungenwege, Seite 143—145, Abbildung 31). Die Inschrift lautet: NOVA ET ACCURATA REGNI HUNGARIAE TABULA AD USUM SERENISSIMI BURGUNDIAE DUCIS. Rechts unten in der Ecke steht: LE ROYAUME DE HONGRIE et des pays que en dependoint autrefois. Dressée sur un grand nombre de memoires et cartes manuscrites ou imprimées. Rectifiez par les Observations du C. de Marsilii et quelques. Par Guillaume de l'Îsle Geographe de l'Academie Royale des Sciences. Chez I. Covens et C. Mortier Geogr. s Avec Privilege.

Die Karte umfaßt das Gebiet von der Enns, der Grenze von Ober- und Niederösterreich bis östlich der Donaumündung und einen Teil des Schwarzen Meeres. Auch hier tritt Mehrsprachlichkeit in den Benennungen hervor, z. B. am Schwarzen Meer Akermann ou Bialogorod apellée autrefois. In dieser französischen Karte ist die Etzelburg genau an der richtigen Stelle, wie in der deutschen Karte von 1684, nordöstlich von Gran und südöstlich von Schemnitz deutsch eingetragen. Auch finden sich hier außer den genannten deutschen Namen Königsberg und Blauenstein nördlich von Schemnitz noch folgende deutsche Namen: Apfeldorf, Apfeld, Altensohl, Neusohl. Es sind also die deutschen Namen in dieser französischen Karte übernommen.

3. Kupferstichkarte, Format 54×41 **cm**, aus der Zeit von 1670 mit Vermerken über „die Türken in Ungarn" und der Inschrift „Neue Landtafel von Hungarn und dessen inkorporier-

ten Königreichen und Provinzen, aus den besten Mappen verfertigt und gebessert zu finden in Nürnberg, bei Jakob Sandrart", also ebenfalls, wie die früher von mir benutzte Karte, ein deutsches Druckwerk. Hier findet sich nun ganz nahe von dem Ort Palàst verzeichnet: Etzelberg (nicht Etzelburg). In meiner früheren Studie über die Etzelburg in dem Ort Palàst habe ich auf die nahe gelegene Höhe Sipkahora hingewiesen, an deren Fuß sich alte ausgedehnte Steinmauern befinden, während der Höhenweg zwischen dem Karpfen- und dem Littawatal an diesem Berg vorbeizieht.

Abb. 2. Die Lage der Etzelburg nach französischer Darstellung

Dies ist sehr wahrscheinlich der Etzelberg dicht neben der Etzelburg in dem Ort Palàst. So wird die Nähe des Etzelberges bei dem Ort Palàst verständlich.

Diese geographischen Angaben passen also sehr gut zu dem von mir unabhängig von den neu ermittelten Karten aufgestellten Satz, daß die Etzelburg an der Stelle des jetzigen Ortes und Schlosses Palàst nordöstlich von Gran gelegen hat.

Nach diesen Funden ist es bei dem Vergleich mit der Lage des jetzigen Ortes Palàst ohne Zweifel, daß die Etzelburg der alten Karten gleich Palàst oder Palástovoe in dem früheren Oberungarn ist. Ich habe nun aber schon früher darauf hingewiesen, daß das im Deutschen eingebürgerte Wort Palast in der Schreibweise Palàst in der ungarischen Sprache Mantel bedeutet, wahrscheinlich ursprünglich den Mantel, der bei Hofe im Palast getragen wurde, während unser Begriff von Palast ungarisch mit P a l o t a benannt wird. Wenn meine Auffassung der Lage und des Namens Etzelburg stimmte, war es wahrscheinlich, daß auch alte Karten aus oder über Ungarn vorhanden sind, in denen an der Stelle, wo sonst Palàst oder Etzelburg steht, das Wort „Palota" verzeichnet sein würde. Dieser Schluß hat sich tatsächlich bestätigt. Durch die Güte eines mir befreundeten Arztes, in dessen Besitz ein alter Atlas war, erhielt ich eine Karte, in der tatsächlich an derselben Stelle, wo sonst Etzelburg steht, das ungarische Wort P o l o t a gleich Palast verzeichnet ist. Dies ist also die

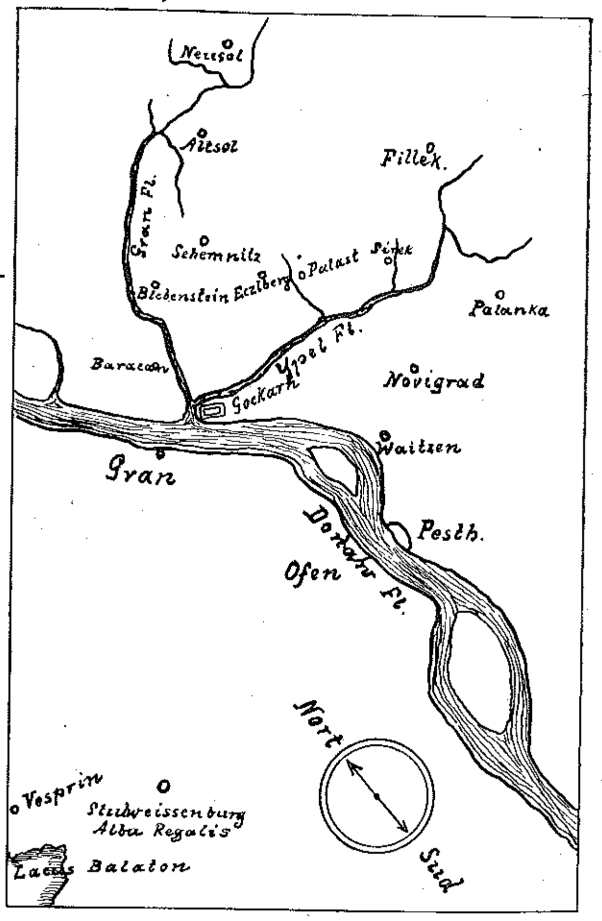


Abb. 3. Etzelberg auf einer deutschen Karte um 1670

4. Karte. Format 60×50 cm, mit der Inschrift links unten: Totius Regni Hungarici Maximaeque Partis Danubii Fluminis usw. Novissima Delineatio per Nicolaum Vischer. Das Donauknie ist zu flach gezeichnet. Ein zweites Palota liegt in Nieder-Ungarn, westlich von Stuhlweißenburg.

Wenn man nun davon ausgeht, daß das jetzige Jagdschloß Palàst, das von den Grafen von Esterhazy am Anfang des 18. Jahrhunderts gebaut wurde, auf einer Untermauerung steht, die viel zu stark für den Zweck eines Jagdschlosses ist, so fragt es sich, wie der Bau, der vor dem Jagdschloß hier stand, ausgesehen hat. Bei dem Suchen hiernach erhielt ich in einer Sammelsendung über Altungarn von einem Antiquar einen Kupferstich von P a l o t t a, der zweifellos eine Burg an derselben Stelle, d. h. zwischen Karpfen- und Littawabach darstellt. Im Hintergrunde befinden sich Höhen, welche die Vorberge des ungarischen Erzgebirges darstellen sollen. Dabei ist der Taleinriß des Karpfenbaches, perspektivisch gesehen, dargestellt. Dann folgt die Burg mit vier verschieden hohen Ecktürmen und einem mittleren Turm, der an dem jetzigen Jagdschloß nicht mehr vorhanden ist. Dann folgt nach unten eine starke Mauer mit Kanonenluken. Links und rechts sind zuckerhutähnliche Bastionen, dann folgen Palisaden und ein Wallgraben, über den durch die Außenpalisade ein Weg in einen Talgrund führt, der als der Einriß des Littawabaches zu erkennen ist. Im Vordergrund auf einer kleinen Anhöhe über dem Littawabach spielt sich ein schwerer Kampf zwischen geharnischten Reitern, offenbar von der österreichisch-ungarischen Armee, gegen türkisches Fußvolk ab. Ich habe nun geprüft, ob diesem Stich ein geschichtlicher Vorgang aus den Türkenkriegen zugrunde liegen kann. Um diese Frage im größeren Zusammenhang zu prüfen, habe ich eine große Zahl von älteren und relativ neueren Darstellungen aus den Türkenkriegen gesammelt. Es stellte sich heraus, daß tatsächlich im 16. Jahrhundert bei P a l o t t a in O b e r u n g a r n ein schwerer Kampf zwischen österreichisch-ungarischen Reitern unter dem General Teuffel gegen die Türken stattgefunden hat, der mit einer Niederlage der ersteren endete. Vergleicht man den Stich mit den gegenwärtigen Bildern von Schloß Palàst, so zeigt sich, daß die Kanonenbastionen an der Ostseite weggerissen sind, daß das Gebäude erhöht ist, ferner daß der mittlere Turm fehlt. Es ließ sich nun aus geschichtlichen Darstellungen ermitteln, daß dieser durch eine Pulverexplosion bei demselben Kampf zerstört worden ist. Wahrscheinlich würden sich die Grundmauern dieses Turmes an der Nordseite des jetzigen Schlosses im Boden der Gartenanlage leicht finden lassen.

Sehr verwirrend war bei meiner Untersuchung zuerst der Umstand, daß außer dem Palotta in Oberungarn, entsprechend der Bedeutung des Namens gleich Palast, sich noch ein zweites Palotta südlich der Donau, westlich von Stuhlweißenburg in Niederungarn, befindet. In der geschichtlichen Literatur werden diese beiden Palotta (= Palast) öfter verwechselt oder in einen Ort zusammengezogen, so daß auf das Palotta bei Stuhlweißenburg Angaben übertragen werden, die nur auf das Palotta in Oberungarn pas-

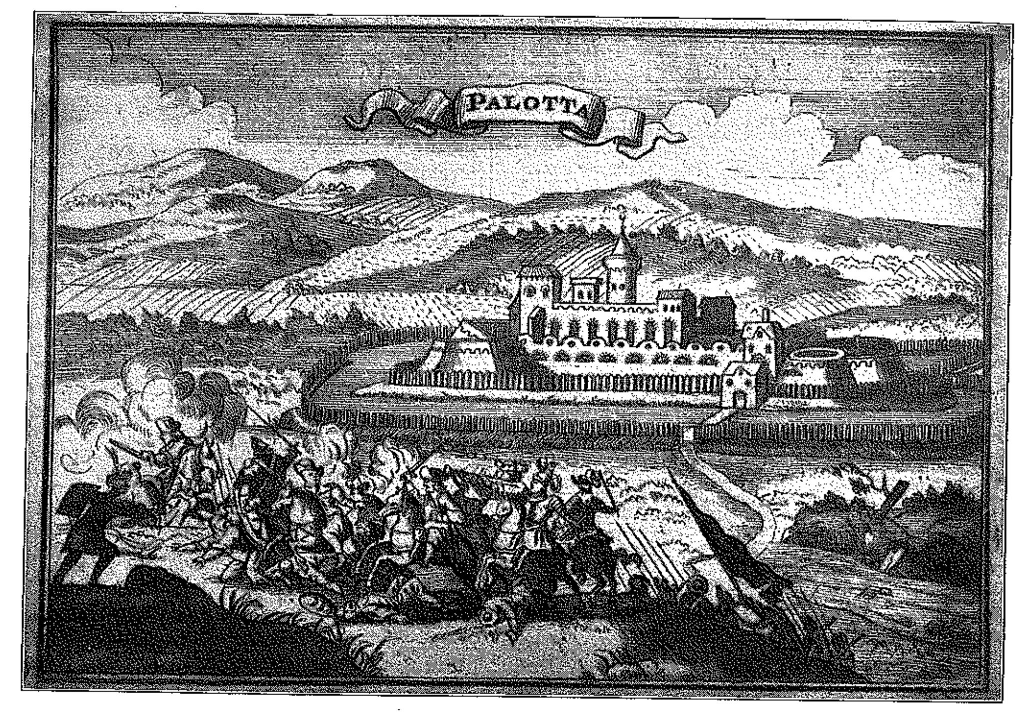


Abb. 4. Gefecht bei Palotta
Nach einem Kupferstich aus dem 16. Jahrhundert

sen. Hieraus erklärt sich, daß das Palotta gleich Etzelburg gerade in Ungarn in Vergessenheit geraten ist.

Hierfür läßt sich auch noch ein verkehrstechnischer Grund finden. Die Karten, in denen die Etzelburg noch verzeichnet ist, sind meist aus der Zeit der Belagerung von Wien (1683) bis Anfang des 18. Jahrhunderts. Es zeigt sich nun auf späteren Karten aus dem 18. Jahrhundert, daß durch die Ausbildung der *Postrouten* eine vollständige *Ausschaltung des Gebietes der Etzelburg* stattgefunden hat. Aus einer in meinen Händen befindlichen Karte ist ersichtlich, daß die damals neue Postroute von Rosenberg im Waagtal zunächst südlich bis Kremnitz ging, sich dann gabelte, wobei der linke, d. h. westliche Ast über Schemnitz und Leva, dann über den Granfluß und die Donau über Szaba nach Ofen führte, während der rechte, d. h. östliche Ast über Balassa-Gyarmat nach Süden, dann südwestlich nach *Pest* lief.

Die beiden ursprünglich getrennten Siedelungen Ofen und Pest bilden also das Endziel der westlichen und östlichen Poststraße von Kremnitz im ungarischen Erzgebirge aus. Die starke Ausschaltung des viel älteren Verkehrsweges, der von Kremnitz über Altsohl und die Etzelburg nach Gran führte, ist auf der Karte ganz deutlich zu erkennen. Dadurch versank die Etzelburg, wie vorher schon das oberungarische Palotta, in Vergessenheit, aber das Schloß Palâst ist geblieben und gibt jetzt noch Kunde, daß hier ein alter Palast gelegen hat, den die Geographen bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts als Etzelburg bezeichnet haben.

Vor der Zeit der Kanonenburg, deren Bild durch den alten Stich bewahrt ist, haben jedenfalls schon mehrfach in jahrhundertelangen Zwischenräumen Umbauten an dieser Stelle stattgefunden, wenn die geographische Überlieferung richtig ist, daß hier die geschichtliche Etzelburg gestanden hat.

Die Sonnenwendfeier „Mismosquost" in Seth (Nordschleswig)

Von H. Mathiesen

An dem zweitletzten Sonnabend und Sonntag im Juni feiern wir „Mismosquost". Sonnabend morgen um 7 Uhr sammeln sich die Schulkinder, bewaffnet mit kleinen und großen Körben. Sie werden aufgeteilt, straßen- und flurweise Garten- und Feldblumen zu sammeln, die im Laufe des Vormittags in einer Scheune in großen Haufen geordnet werden. Nachmittags binden die großen Mädel im Verein mit den Mädels des Jugendbundes Kränze und Girlanden, und die Jungs holen den „Quost", den wir von Jahr zu Jahr aufbewahren, graben auf der Festwiese ein Loch für denselben und tragen Bänke zusammen, damit die älteren Leute Sitzgelegenheiten haben. Da wir durchweg mit ungünstiger Witterung zu rechnen haben, wird von den Jungs ebenfalls eine leere Scheune gereinigt, die dann bereit steht, falls Wind, Regen oder Kälte uns ins Haus zwingen. Vier Fliederbeerzweige (Hollunder) und ein Haufen Brennesseln werden ebenfalls zurechtgelegt. Jedes Mädchen bindet sich einen schmalen Kopfkranz von Gänseblümchen oder dergleichen. Abends um 7 Uhr, also Sonnabend, sammelt sich die ganze Jugend, Schule und Jugendbund bei der Scheune, in der gebunden wurde, und mit Musik ziehen wir durchs Dorf (Handharmonika, große und kleine Trommel). Auf der Festwiese wird der „Quost" ausgeschmückt und aufgerichtet, die vier Fliederbeerzweige werden angeschlagen und drunter die Brennessel drangebunden. Der Duft jener und das Brennen dieser soll gegen die Hexen schützen! Dann opfern die Kinder ihre Kopfkränze, indem sie dieselben, meistens sehr ungern, in den „Quost" werfen. Nun setzt die Musik sich drunter und der Tanz beginnt. Der Volkstanz überwiegt dabei, aber je dichter sich die Nacht aufs Feld legt, desto mehr wird „geschoben". Am Sonntag nachmittag sammelt man sich wieder. Die Kinder führen Tanzspiele vor, der Jugendbund tanzt geschlossen Volkstänze, eine Musikgruppe des Jugendbundes musiziert, dann löst die Dorfkapelle sie ab usw., bis wieder in die Nacht hinein. — Montag vormittag bauen die Schulkinder alles wieder ab.

„Mismosquost" heißt Mittsommer-Quaste. Es wurde mir von den Alten des Dorfes so beschrieben, wie wir es ausführen. Vor 1890 wurde es regelmäßig in Seth gefeiert. 1905 versuchte der Lehrer des Dorfes es zu beleben. Von 1921 an liegt es in meiner Hand und hat sich zum schönsten Feste des Jahres, neben Weihnachten, entwickelt. Im vorigen Jahrhundert wurde ein ähnliches Fest in Hostrup, eine Meile nördlich von uns, gefeiert. 1929 wurden wir vom Folkmuseum in Kopenhagen gefilmt. Der Leiter des Museum meint, es sei dies Fest die einzige Form in Skandinavien.

Nachtrag. Das Fest ist ein Gegenstück zum Questenfest; das Sinnbild stellt allerdings eine andere Runenform ᛉ dar, die wiederum dem Sonnenzeichen von Attendorn entspricht (vgl. Germanien IV 1936, S. 109 und 110). Besonders beachtenswert sind die sechs Kränze, die den Baum zieren; der siebente gibt mit dem Stamm die Rune Φ wieder. Die Verbindung von Jahressymbolik und Runensymbolik ist hier besonders greifbar.
Pl.

Fliederbeeren
Brennesseln

Zur Runenforschung des letzten Jahrzehnts

Von Edmund Weber

Die Jahre von 1924 bis 1935 sind reich an neuen wichtigen Runenfunden gewesen. Die dadurch gewonnenen Erkenntnisse haben der Runenforschung starke Antriebe gegeben. Bisher herrschende Lehrmeinungen wurden schwer erschüttert oder widerlegt, und neue Ansichten suchten die Fragen nach dem Alter und der Herkunft der Runenschrift zu beantworten. Aber noch immer steht Meinung gegen Meinung, so daß eine kurze Übersicht über die Runenforschung des letzten Jahrzehnts allen deutschen Runenfreunden erwünscht sein dürfte.

Wimmers Herleitung der Runenschrift aus den lateinischen Großbuchstaben des ausgehenden zweiten Jahrhunderts n. Zw. ist noch einmal von Holger Pedersen[1] verfochten worden.

Haakon Shetelig[2] vermutete, die Runenschrift sei bei den Markomannen in Böhmen um den Beginn unserer Zeitrechnung herum entstanden; er stützte sich dabei auf den Grabfund von *Övre Stabu*, der nach ihm in den Schluß des zweiten Jahrhunderts n. Zw. zu setzen ist.

Sigurd Agrell[3] erklärte für die Quelle der Runennamen und der Anordnung der Zeichen im Futhark die griechische Buchstabenmagie innerhalb der Mithrasreligion um 200 n. Zw. Er hat die „Utharklehre" aufgestellt. Er geht dabei von der Runenreihe des Kylversteines aus. Man hat bisher das erste Zeichen zu einer f-Rune ergänzt. Agrell faßt es als ein F, das als „Maske" diene; darauf folge als erster Buchstabe der wahren Runenreihe ein U; es entspreche dem griechischen A, die th-Rune dem griechischen B usw., während das Baumzeichen am Schluß als ein F gelesen werden könne. Er hat versucht, seine Behauptung aus der mithraistischen Zahlenmystik zu begründen: die u-Rune mit dem Namen „Ur" (Auerochs, Stier) müsse den Zahlenwert 1 haben, denn der Stier war das erste von Ahuramazda erschaffene Lebewesen; die Thurs-Rune als Nummer 2 sei „Unhold" oder „Dämon" und die Ans-Rune als Nummer 3 „Gott" genannt worden, weil in der Mithrasmystik wie in der vorderasiatischen Magie überhaupt die 2 als die „dämonische" und die 3 als die „göttliche" Zahl betrachtet wurden. Diese Utharklehre ist vielfach abgelehnt worden, z. B. von Erik Moltke, der meint, die einzelnen Runennamen seien so vieldeutig, daß Agrells Folgerungen völlig willkürlich erschienen.

Karl Simon[4] meinte, der Runenweg sei im 2. und 3. Jahrhundert n. Chr. über Quaden und Markomannen durch Böhmen nach dem Norden gegangen.

Erweist sich die Zeitansetzung der Lanzenspitze von Övre Stabu als stichhaltig und wird die Knochenahle von Maria Saal (um 113 v. Zw.) allgemein als germanisch anerkannt, so kann die Runenschrift nicht durch die Goten am Schwarzen Meer aus der griechischen Laufschrift des 3. Jahrhundert n. Chr. geschaffen worden sein, wie Otto v. Friesen[5] seit 1904 lehrt und immer noch annimmt. Er hat zusammen mit Bugge versucht, die rasche Verbreitung der neuen Schrift von Südrußland nach dem germanischen Norden zu begründen, indem er als vermutliche Vermittler die Heruler zu Hilfe nahm. Starke Scharen dieses Stammes hatten vor den Dänen aus ihren Sitzen in Südskandinavien weichen müssen und sich den Ostgoten am Schwarzen Meer

[1] Runernes Oprindelse. Aarböger for nordisk Oldyndighed. Kopenhagen, 1923.
[2] Préhistoire de la Norvège. Oslo 1926.
[3] Runornas talmystik och dess antika förebild. Lund, 1927. — Der Ursprung der Runenschrift und die Magie. Arkiv för nordisk filologi. 43, 97ff. 1927. — Die spätantike Alphabetmystik und die Runenreihe. Lund 1932.
[4] Die Runenbewegung und das arianische Christentum. Ztsch. f. d. Philologie 53. 1928.
[5] Rö-stenen i Bohûslän och runorna i Norden. Upsala. 1924. — Runorna i Sverige, Upsala. 1928.

angeschlossen. Wie Friesen meint, seien die Auswanderer in dauernder Verbindung mit den noch im Norden wohnenden Stammesteilen geblieben und so in der Lage gewesen, die den Goten abgesehene Runenkunst nach Jütland zu vermitteln. Friesen stützt sich bei dieser Annahme auf einige nordische Runeninschriften, in denen das Wort *Erilaz* (z = stimmhaftes s wie in sanft) vorkommt, das er als eine Bezeichnung der Stammeszugehörigkeit ansieht. Aber auch, wenn man das anerkennt, ist es noch kein Beweis dafür, daß die Heruler eine Rolle bei der Verbreitung der Runen nach dem Norden gespielt haben.

Der Osloer Keltist Carl Marstrander[1] erklärte 1928 für unvorstellbar, daß die Runen aus dem griechischen Alphabet des 3. Jahrhunderts hätten hervorgehen können; der Fund von Övre Stabu widerlege diese Annahme. Unter Anknüpfung an Shetelig sieht er vielmehr die Quelle der Runenschrift in einem der norditalischen (nordetruskischen) Alphabete von der Art, wie sie in den Inschriften von Sondrio, Lugano usw.[2] vertreten sind, und sucht ihre Entstehung bei den Markomannen in Marbods Reich in Böhmen und Mähren bald nach Beginn des ersten Jahrhunderts u. Z.

In Übereinstimmung mit Marstrander sieht auch Magnus Hammerström[3] die Runenschrift als bei einem südgermanischen Stamm (Markomannen?) entstanden an, „indem sie der zum nordetruskischen Typus gehören Schrift eines benachbarten Keltenstammes im Voralpengebiet nachgebildet wurde", wie Wolfgang Krause[4] berichtet. Ein so fest umgrenztes Entstehungsgebiet wie das Reich Marbods kann in diesem Fall nicht aufgezeigt werden. Erkennt man nämlich den Knochenpfriemen von Maria Saal als runisch an, so muß die Runenschrift noch mindestens zwei Jahrhunderte älter sein als der Beginn unserer Zeitrechnung. Dann kommt Böhmen als Ursprungsherd nicht in Betracht.

Alle Anhänger dieser Entlehnungslehren mußten und müssen sich auf eine eingehende Vergleichung der Schriftzeichen der südlichen Alphabete mit den Runen stützen, um letztere aus jenen herleiten zu können. Dabei ergaben sich in manchen Fällen Ableitungen, die glaublich erscheinen, in anderen solche, die gekünstelt oder erzwungen wirken, und endlich solche, die rein willkürlich anmuten. Eine Anschauung davon vermittelt Heinz Ambergers Aufsatz „Zur Herkunft der Runen" (Die Sonne, Heft 8, 1935, S. 344).

Darum ist es durchaus verständlich, daß Männer wie Wilser, Kossinna u. a. die Entlehnungslehren nicht überzeugend fanden. Der Germanist und Nordist Gustav Neckel, der 1909 eine zwischen Wimmer und Friesen vermittelnde Haltung eingenommen hatte, hat sich im Jahre 1929[5] zu einer Ablehnung der Entlehnungslehren bekannt, weil er zu der Erkenntnis gekommen war, daß eine immer die andere aufhob. Unter Bezug auf Wimmer hat er geurteilt:

„Trotzdem konnte wohl seine Methode den Eindruck eines genau aufgehenden Rechenexempels machen. Man konnte mit ihr ähnlich arbeiten — oder spielen! — wie mit einem Lautgesetz, weil auch sie etwas wie gesetzmäßige Wandlungen annahm. Wen eine Einzellösung nicht befriedigte, der konnte auf der Basis des Grundgedankens von der regelmäßigen Formendifferenz eine andre suchen und finden."

Über die sog. nordetruskische Ableitung hat sich Neckel so geäußert:

„Auch die erstaunliche Ähnlichkeit dieser nordetruskisch-keltischen Schrift mit der ältesten Runen-

[1] Om Runerne og Runonnavnenes Oprindelse. Norsk Tidskrift for Sprogvidenskap. 1928.
[2] Eine Tafel dieser Alphabete bietet S. 121 von Gustav Neckels Kultur der alten Germanen. Potsdam 1934. (Handbuch der Kulturgeschichte).
[3] Om Runskriftens Härkomst. Helsingfors 1929.
[4] Beiträge zur Runenforschung. Halle a. S. 1932. — Siehe auch P. Kretschmer, Ztsch. f. d. A. Bd. 66, 1. Heft. 1929.
[5] Zur Frage nach dem Ursprung der Runen. Festschrift für Axel Kock (Studier Kock) 1929. — Sachwörterbuch der Deutschkunde I 445. 1930. — 1. Nordisches Thing. Bremen 1933. — Die Kultur der alten Germanen (s. o.) 1934. — Die völkische Schule. 1935. Heft 8.

schrift hat Wimmer erkannt und sich, wie er gesteht, versucht gefühlt, in ihr das tatsächliche Vorbild zu erblicken, ein Gedanke, den Carl Marstrander und — ihm folgend — Magnus Hammerström in Helsingfors mit großem Aufwand von Scharfsinn und Kombinationsgabe durchzuführen versucht haben — schroff abgelehnt durch Holger Pedersen und durch Otto von Friesen. In der Tat ist schwer einzusehen, warum gerade das sogenannte nordetruskische Alphabet mehr Anspruch darauf haben sollte, dem Runenfuthark zugrunde zu liegen, als etwa die älteste hellenische Schrift. Gewiß weist sie eine größere Anzahl übereinstimmender Formen auf als diese. Aber einmal sind die Lautwerte nicht in allen Fällen sicher bekannt; zum andern läßt sich die Annahme, dieses Alphabet sei das Vorbild, ebensowenig durchführen, wie die entsprechende auf eins der andern südlichen Alphabete. Immer bleiben Runen übrig, die nur mehr oder weniger künstlich oder gewaltsam sich aus der angenommenen Quelle herleiten lassen, und immer liegt es so, daß ein anderes Alphabet zu gewissen Runen nähere Gegenstücke aufweist als jenes.... Zugestandenermaßen sind die Gläubigen einer griechischen oder nordetruskischen Quelle ebenso gezwungen, das Lateinische als Nebenquelle in Anspruch zu nehmen. So, wie gesagt, Bugge und von Friesen, und Marstrander rechnet mit einem latinisierten Keltenalphabet. Wie jene die wichtigen nordetruskischen, so vernachlässigte er die bedeutsamen griechischen Affinitäten — der iberischen, karischen und zyprischen, die Flinders Petrie beigebracht hat, zu geschweigen. So sehen wir die ganze mit Entlehnung arbeitende Runenforschung in Schwierigkeiten verstrickt, die auf dem Boden der Entlehnungstheorien, so wie diese bisher in Erscheinung getreten sind, unlösbar scheinen. Natürlich können die Runen aus dem Süden entlehnt sein; denn der Schöpfer des Urfutharks kann eklektisch verfahren sein, und es kann südliche Alphabete gegeben haben, die wir nicht kennen. Mit solchen Möglichkeiten zu arbeiten, hat jedoch wenig Wert. Angesichts der Tatsachen müssen wir sagen: Das Entlehntsein des Futhark ist eine sehr unwahrscheinliche Behauptung. Seine Berührung mit einer Reihe südlicher Alphabete heischt Aufklärung auf anderem Wege."

Neckel hat aus diesen klaren und einleuchtenden Gedankengängen gefolgert:

„Unter diesen Umständen kann von einer Entlehnung des Futharks aus einem der bekannten südlichen Schriftsysteme nicht mehr die Rede sein, sondern nur von Urverwandtschaft: zugrunde liegt ein europäisches Uralphabet unbekannter Heimat, dessen plausibler Zusammenhang mit dem phönizischen und dem Sinai-Alphabet einstweilen ebenso ungreifbar bleibt wie seine Differenzierung zu den geschichtlichen Formen."

Eine Reihe Einzeluntersuchungen zu den altenglischen Runendenkmälern hat Hermann Harder[1] in den Jahren 1932—1935 in Herrigs Archiv veröffentlicht; es seien hier besonders erwähnt „Das Braunschweiger Runenkästchen" und „Zur Frage der Hrabanischen Alphabete".

Die Echtheit der von Buttel-Reepen 1930 zuerst veröffentlichten Runenfunde aus der Unterweser wird immer wieder angezweifelt, obwohl Buttel-Reepen die Knochen sofort von erfahrenen Vorgeschichtlern und von in solchen Fragen zuständigen Chemikern hat untersuchen lassen. Die Bedenken stützen sich auf die ungewöhnliche Form der U-Rune, die volle Buchstabenhöhe der K-Runen und die Verdoppelung der N-Rune in dem Worte „kunni" (Geschlecht). Zu diesen für die deutsche Runenforschung so wichtigen





Das Runenmesser aus der Unterweser
Aufn. v. Buttel-Reepen

[1] Archiv für das Studium der neueren Sprachen: Bd. 162, Heft 3/4 und Bd. 163, Heft 3/4.

Fragen haben T. E. Karsten[1] und M. Hammarström[2] Stellung genommen. Der Gesamtbefund spricht dafür, daß in den Inschriften echte altsächsische Runen vorliegen. Karsten bietet außerdem eine Schnippel berichtigende Deutung der Inschriften.

In seinem Buch „Germanische Heiligtümer" hat Wilhelm Teudt einen Abdruck eines Kupferstiches einer Runen-Bildtafel gebracht, die zuerst 1798 vom Freiherrn Karl v. Münchhausen aus dem Besitz seiner Familie veröffentlicht worden ist und die am Hohenstein im Süntel gefunden worden sein soll. Lange Zeit wurde vermutet, in den Zeichen dieser Tafel aus gebranntem Ton — des sogenannten Ostasteines — lägen die lange gesuchten „sächsischen" Runen vor. Aber es handelt sich um Runen der dänischen Reihe aus der Zeit um etwa 1100 n. Zw., wie ich 1931 zeigen konnte[3].

Der Meinungskampf um das Alter und damit um die Herkunft der Runenschrift wird von Herman Wirth im Sinne einer uralten nordischen Entstehung aus den Kalenderzeichen der Steinzeit fortgesetzt in seinem neuen großen Sammelwerk[4]. An ihn knüpfen an Otto Uebel[5] und Karl Theodor Weigel[6]. Letzterer behandelt das Fortleben runenartiger Zeichen im Volksbrauch und weist dankenswerterweise darauf hin, daß in Deutschland vielleicht noch manche Runenreste zu retten sind.

Zu Wirths „Heiliger Urschrift" hat Gustav Neckel eingehend Stellung genommen in dem Abschnitt über Runensteine und Runenschrift seines Leitwerkes „Die Kultur der alten Germanen".

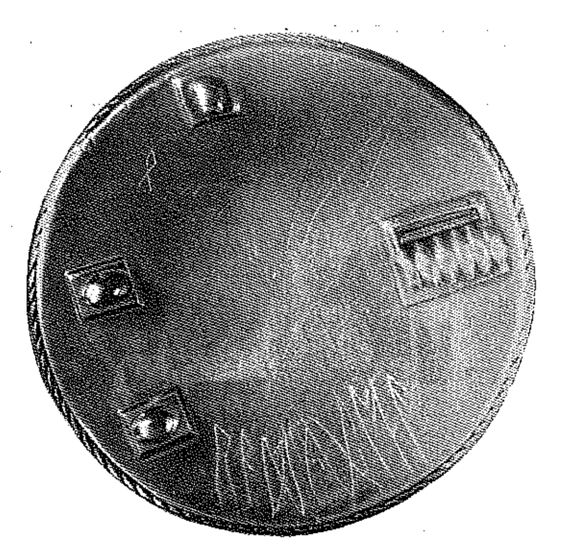
Dem Alter der Runenschrift auf die Spur zu kommen, habe ich von der Furchenschrift[7] und vom Karstader Fund[8] aus versucht.

Gegen die rein stoffgebundenen Entlehnungslehren der zünftigen Runenwissenschaft wendet sich Albrecht Diedrich Dieckhoff[9] und betont, daß auch der Fachwissenschaftler eine gewisse nordisch bedingte Vorstellungsgabe braucht, um seine Forschungsergebnisse richtig auszuwerten.

Wie notwendig solche Meinungsäußerungen der deutschen Wiederbesinnung auf unsere germanischen Grundlagen sind, beweist das „Handbuch der Runenkunde" von Helmut Arntz[10], in dem der Verfasser in einseitiger Behandlung der einschlägigen Vermutungen und Gedankengänge alles bringt, was die Behauptung einer Entlehnung der Runenschrift aus den norditalischen Alphabeten zu stützen scheint, dagegen alles ablehnt, was für die Bodenständigkeit der Runenschrift und ihre Entstehung im Norden geltend gemacht werden kann.

Sehr wichtig sind die „Beiträge zur Runenforschung" des Königsberger Runengelehrten Wolfgang Krause. Im ersten[11] handelt er über den Kylver-Stein im Lichte der Runenmagie, über das Futhark von Breza und die goldene Fibel von Soest, im zweiten[12] über die silberne Schnalle von Szabadbattyan und über die Formel „laukar" auf Runenbrakteaten.

[1] T. E. Karsten: Die neuen Runen- und Bilderfunde aus der Unterweser. Societas Scientarum Fennica III. 4. Otto Harrassowitz, Leipzig 1930.
[2] M. Hammarström und T. E. Karsten: Zu den neugefundenen Runeninschriften aus der Unterweser. Societas Scientarum Fennica III. 5. Otto Harrassowitz, Leipzig 1930.
[3] Edmund Weber: Die Runen-Bildtafel vom Süntel. Zeitschr. f. Volkskunde. Bd. III, Heft 3, 1931.
[4] Die Heilige Urschrift der Menschheit. Koehler & Amelang, Leipzig 1932.
[5] Die Herkunft unserer Schrift. Velhagen & Klasings Monatshefte. Mai 1935.
[6] Runen und Sinnbilder. Alfred Metzner, Berlin 1935.
[7] Archiv für das Studium der neueren Sprachen. Bd. 159, Heft 3/4.
[8] Die Völkische Schule. 12. Jhrg. Heft 4. 1934.
[9] Einführung in die nordische Runenlehre. Hans Christians Verlag. Hamburg 1935.
[10] Max Niemeyer, Halle a. S. 1935.
[11] Schriften der Königsberger Gelehrten-Gesellschaft. 9. Jahrg. Heft 2. 1932. Max Niemeyer, Halle a. S.
[12] Ebenda. 11. Jahrg. Heft 1. 1934.



Die Soester Runenfibel
Vgl.: A. Stieren: Germania (1930), Heft 3.
Dort auch Zeichnung der Fibelrückseite
mit den Runen.

Die Fibel hat uns den Namen der bestatteten Frau bewahrt: Radagaisa (wohl so zu lesen statt Radagassa), ein aus Rat und Gais = Ger gebildeter Name, der später noch in der männlichen Form Radger vorkommt.

Krause hat auch einen Bericht über das Runendenkmal von Karstad[1] gegeben, der das Wesentliche über diesen höchst bedeutsamen Fund enthält.

Für breitere Kreise hat Wolfgang Krause das Buch „Was man in Runen ritzte"[2] geschrieben; es handelt von dem „Mythos von den Runen", den Runen als Begriffssymbolen und Lautzeichen, Runensteinen im Innern des Grabes, Bautasteinen mit magischen Runen usw. Das Buch setzt Vorkenntnisse voraus.

Über neue Runenfunde in der Schweiz und im holländischen Friesland hat J. Kapteyn[3] gehandelt, und zwar über die silberne Scheibenfibel von Bülach bei Zürich, über das beinerne Kammgehäuse von Ferwerd, über die Westeremdener Runeninschriften usw. Bei den Terpen-(d. h. Wurten- oder Warften-)funden handelt es sich um altfriesische Inschriften, die wegen ihrer Formenbesonderheiten und Beziehungen zu England und dem germanischen Norden lehrreich sind.

Die Echtheit der von Henning für eine Fälschung gehaltenen Fibelinschrift von Kärlich[4] ist überzeugend von Adama van Scheltema in Zusammenarbeit mit Gustav Neckel vertreten worden.

Im Anfang einer gemeinsam mit Gustav Neckel verfaßten Untersuchung[5] über einen aus dem Reihengräberfeld von Hailfingen stammenden Sax hat Erik Moltke geschrieben: „Die Frage nach dem Ursprung der Runen ist so vielfältig erörtert worden, daß man beim gegenwärtigen Stand der Dinge sicher nicht weiterkommt. Nur neue Funde können heutzutage einen Fortschritt herbeiführen, neue Entscheidungen bringen oder neue Probleme stellen."

[1] Zeitschrift f. deutsches Altertum. Bd. 66, S. 247—256. 1929.
[2] Halle a. S. 1935.
[3] Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Bd. 57 und Bd. 58. 1934.
[4] Um eine deutsche Runeninschrift. Mannus Bd. 24, Heft 1—3, 1932.
[5] Germania. Anzeiger der römisch-germanischen Kommission. Jhrg. 18, Heft 1, 1934.

Für den Mann, dem das Heldische zunächst dem Göttlichen steht, werden die Kimbern- und Teutonenkämpfer für alle Zeiten unvergessen über die Erde wandern. Für die Frau, die den leidenschaftlichen Begriff der Keuschheit um des Einen und Einzigen willen begreift, werden die Namen der Kimbern- und Teutonenfrauen hoch und heilig in den Sternen stehen. Herzog in „Geschichte d. Deutschen Volkes".



Der germanische Richtkreis im Bergbau. Zu dem Aufsatz „Germanische Himmelskunde" von O. S. Reuter (Heft 9/1936):

Im Bergbau wird noch heute die Richtung, in der Querschläge aufgefahren werden sollen, oder aufgehauen oder abgehauen werden soll, als die „Stunde" bezeichnet. Der Markscheider, der Vermessungsbeamte des Grubenbetriebes, muß die Stunde angeben, d. h. die gewünschte Richtung ausrechnen, so daß er sie in der Grube hängen kann. Sie wird gehängt, indem an durch Messung ermittelten Punkten in der Firste, d. h. oben, Haken eingeschlagen werden, an welche mit Steinen beschwerte Schnüren gehängt werden.

Der Ausdruck Stunde als Richtung geht zunächst zurück auf den Bergkompaß, der in zweimal 12 Stunden eingeteilt ist. (Heute wird Gradeinteilung benutzt.) Ursprünglich zählten die Stunden von Norden über Osten nach Süden und von dort über Westen nach Norden. Später zählten sie entgegen der Richtung des Uhrzeigers, weil man dann beim Anlegen des Kompasses an eine Schnüre (Markscheidekette) an der Kompaßnadel unmittelbar die Stunde ablesen konnte.

In seinem Buch vom Berg- und Hüttenwesen (De re metallica) bildet Agricola eine Bussole mit der Zweimal-12-Stundenteilung und einen Teilkreis mit 16-Teilung ab. (Ausgabe 1928 der Agricolagesellschaft beim Deutschen Museum, in Kommission des VDI.-Verlages G. m. b. H., Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei, Seite 111, 112.)

Es geht hieraus hervor, daß der Bergbau teilweise beim Teilkreis noch um 1556 die alte 16-Teilung benutzte, während die neuen Kompasse die Zweimal-12-Teilung aufwiesen. Der Kompaß hat später den Teilkreis fast verdrängt. Erst die Einführung des Zielfernrohres und der Nonienablesung haben dem Teilkreis nun aber mit Gradteilung wieder die Überlegenheit über den Kompaß gegeben.

Dazu möchte ich nachträglich noch eine Redewendung anführen: Werden Grubenbaue so krumm aufgefahren, daß die Stunde nicht mehr richtig vor Ort gesehen werden kann, dann sind die Hauer „aus der Stunde gefahren".

Nordische Runen und Hausmarken in der chinesischen Schrift. „Die Frage der vorgeschichtlichen Einwanderung europäischer Gruppen in Asien ist bedeutungsvoll für die Forschung nach den Grundlagen der Gesittung des chinesischen Volkes." (Günther, Die nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens, 1934.)

Umgekehrt können wir aus der Gesittung in China vor allen Dingen aber aus der chinesischen Schrift wichtige Schlüsse auf die Herkunft und Rassenzugehörigkeit der vorgeschichtlichen Einwanderer ziehen.

Schon Günther hat (S. 203) auf die Notwendigkeit der Erforschung der verwandtschaftlichen Beziehungen der chinesischen Sprache zu anderen Kulturen hingewiesen. Die folgende Untersuchung über die verwandtschaftlichen Beziehungen der chinesischen Schriftsprache zu altnordischen Sinnbildern, Runen und Hausmarken soll ein bescheidener Beitrag zur Frage der nordischen Einwanderung in Ostasien sein.

Die chinesische Schrift ist eine Zeichenschrift, wobei im allgemeinen jedem Schriftzeichen eine besondere, geschlossene Bedeutung zukommt. Vergleicht man unsere nordischen Runen und Hausmarken mit einzelnen chinesischen Schriftzeichen, so stellt man bei vielen markanten Zeichen nicht nur eine Ähnlichkeit, sondern sogar völlige Übereinstimmung fest. Die Untersuchung hat die völlige Übereinstimmung bei folgenden Zeichen ergeben:

Runen, Hausmarken[1]	Chines. Schriftzeichen	
巿	雨	Regen
屮	屮	Pflanze
未 禾	未 木 术	Baum, Getreide, Wald, Pflug
木	木	Dorf
土	土	Erde, Boden
⊖ ⦶	⊖ 日	Sonne, Tag
三	三	Wasser, Strom
本	本	Ursprung

[1] Die Runen und Hausmarken habe ich der Privatsammlung Karl Theodor Weigels mit seiner freundlichen Genehmigung entnommen.

Ist schon die genaue Übereinstimmung der Zeichen rein bildmäßig beachtlich, so ist die Bedeutung der übereinstimmenden Zeichen nicht minder überraschend. Die Zeichen haben nämlich in der chinesischen Sprache Bedeutungen, die in irgendeiner Form mit dem Boden etwas zu tun haben: Regen, Pflanze, Baum, Getreide, Wald, Pflug, Dorf, Erde, Sonne, Wasser.

Erstaunlich ist auch die Übereinstimmung gerade des Zeichens, das Ursprung bedeutet. Es mag noch darauf hingewiesen werden, daß man ja auch das Hakenkreuz in China gefunden hat. Nach einer Darstellung in der chinesischen Zeitung „I Shih Pao" (vom 25. 11. 1934) soll das Hakenkreuz durch den Buddhismus über Tibet nach China gekommen sein. Wir finden aber schon vorher das Zeichen ✠ in alten Schriften und auf Opfergeräten. Der Sinn dieses Zeichens ist: „Das Wasser kommt von den vier Himmelsrichtungen und wird in die Erde fließen." Dieses Zeichen entspricht unserem Hakenkreuz. Man hat ähnliche Zusammenhänge, insbesondere auch zwischen der japanischen und griechischen Mythologie, früher gern damit erklärt, daß man die Theorie von „der gleichzeitigen Entstehung an verschiedenen Stellen der Erde" aufstellte. An eine gleichzeitige Entstehung dieser Schriftzeichen in China oder an eine zufällige Übereinstimmung mit den altnordischen Runen und Sinnbildern kann man aber, wenn man die Bedeutung der Zeichen berücksichtigt, nicht glauben. Es gibt vielmehr nur eine Erklärung: die nordischen Bauernvölker sind auf ihren Zügen bis nach China gekommen und haben mit ihrer bäuerlichen Gesittung die chinesische Schriftsprache beeinflußt. Zum mindesten muß dies für das den nordischen Völkern besonders vertraute Gebiet des Ackerbaues gelten. Zugleich gibt uns die Tatsache der Übereinstimmung gerade der genannten Zeichen einen weiteren Beweis dafür, daß die Nordlinge Bauernvölker gewesen sind, denn sonst könnte man sich nicht erklären, warum sich in der chinesischen Schrift gerade diese, aus bäuerlichem Urgrund erwachsenen Runen und Hausmarken finden.

Dr. Schmidt-Klevenow.

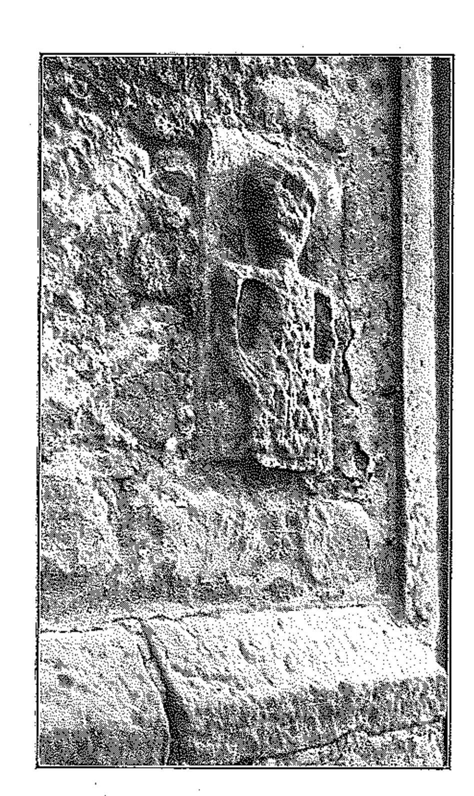
In dem jetzt vielfach laufenden künstlerisch wertvollen Tonfilm „Das Mädchen vom Moorhof" (nach der Erzählung von Selma Lagerlöf) ist an der Tür eines norddeutschen Bauernhauses sehr schön das in „Germanien" 1935/5; S. 143 ff., gezeigte und beschriebene „Dag"-Zeichen zu sehen. (Vgl. H. Wirth, „Die Heilige Urschrift der Menschheit", Tafel 269, Abb. 1.)

Werner Stief, Leipzig.



Schutz der urgeschichtlichen Denkmale. Die Klagen über die Gefährdung oder Vernichtung von Denkmalen durch Unverstand oder rücksichtslose Ausbeutung zum Schaden der Allgemeinheit, namentlich von Hügelgräbern, sind bisher nicht verstummt. Im „Gemeindetag" wird deshalb die Dringlichkeit eines Schutzes der urgeschichtlichen Denkmale hervorgehoben. Nach dem Vorbild des Reichsnaturschutzgesetzes müssen unter den veränderten Anschauungen über die Verpflichtung des Volksganzen gegenüber den Werken der Vergangenheit der Schutz der urgeschichtlichen Denkmale so durchgeführt werden, wie dies für Naturschutzgebiete und Naturdenkmale bereits in vorbildlicher Weise geschehen sei. Erster Schatzrat Dr. Hartmann (Hannover) führt darüber im einzelnen aus, daß eine Zurückhaltung gegenüber dem Privateigentum nicht mehr am Platze sei, vielmehr müsse ebenso wie bei den Naturdenkmälern lediglich das Schutzbedürfnis maßgebend sein, welches sich aus der Verantwortung für die urgeschichtlichen Werke ergibt. Die Bescheidung eines Denkmalschutzgesetzes auf ein Widerspruchsrecht staatlicher Organe gegenüber Veränderungen und Eingriffen der Besitzer und Eigentümer genüge nicht. Vielmehr müsse auch hier ein die Umgebung einbeziehender Schutz vorgesehen werden. Urgeschichtliche Denkmale seien alle Gegenstände, deren Erhaltung wegen ihrer wissenschaftlichen oder geschichtlichen Bedeutung oder wegen ihrer sonstigen Eigenart in öffentlichem Interesse liegt. Bei den steinzeitlichen Megalithgräbern verstehe es sich von selbst, daß das Grundstück zu dem Denkmal gehören müsse. Auch für den Schutz der urgeschichtlichen Denkmale wird der Grundsatz der Listenführung von Denkmalbüchern empfohlen.

Das „Nixenkind" zu Belgern. Der aus dem 10. Jahrhundert stammende Glockenturm der Kirche in Belgern — einer Stadt am Elbufer, oberhalb von Torgau — trägt neben seinem Portal ein verwittertes Steinbild: eine menschliche Gestalt mit henkelförmigen, in die Seite gestützten Armen.



Das Bild ist reliefartig auf einer Platte dargestellt, die in den Steinverband der Außenmauer eingegliedert, also kaum nachträglich angebracht worden ist.

Für eine Deutung als Heiligen- oder Apostelfigur spricht weder die merkwürdige, eckige Armhaltung, noch die Überlieferung des Volkes, welches die Gestalt als „Nixenkind" bezeichnet.

Zu Nixen, Hexen und ähnlichen Unholden verwandelte aber erst die Bekehrungszeit die Gestalten aus der vorchristlichen Mythologie. Weist schon die Erinnerung im Volk auf die frühchristliche Zeit zurück, so ist eine Deutung doch erst nach den Veröffentlichungen der letzten Zeit möglich.

In „Germanien" — Heft 12, 1934 — bringt der Aufsatz „Der Zwiefache" u. a. die Abbildungen des Bildfrieses an dem Turm zu Hirsau und die Deutung der dargestellten Figuren. Genau dieselbe Armhaltung wie die Gestalt an der Nordseite des Turmes zeigt nun das Belgernsche „Nixenkind"! Aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte somit auch diesem Reliefbild vorchristliche Symbolik zugrunde liegen. — Der Platz der Anbringung — außerhalb des Kircheninnerns, neben dem Portal! — spricht ja auch keineswegs für eine Wertschätzung von christlicher Seite.

Der bis heute erhaltene Turm der Kirche in Belgern — an dem sich das „Nixenbild" befindet — ist um 900 nach der Zeitwende entstanden; zu einer Zeit also, da die Erinnerung an den vorchristlichen Glauben im Volk noch lebendig gewesen sein muß. — — —

Wie bei den bisher bekannten Beispielen spricht auch hier aus der Art der Anbringung deutlich die Absicht: die Herabsetzung des alten Glaubens dadurch, daß man seine überlieferten Symbole der Geringschätzung preisgab[1].

H. Thieme.

Feuerzeichen auf Bergen. Daß in Germanien ebenso wie in Altgriechenland die Feuersignale bekannt waren, können wir aus der übereinstimmenden Volksüberlieferung Nord- und Süddeutschlands sowie Skandinaviens mit Bestimmtheit entnehmen. Besonders gut unterrichtet sind wir über die Feuerzeichen als Warnungszeichen vor kriegerischem Überfall in Steiermark. Hier heißen sie Kreidfeuer (kreid aus mhd. kriden „lärmen, schreien", kri „Schlachtruf, Signal"), sind verbunden mit Kreidschüssen, Glockenläuten usw. Seit dem 15. Jahrhundert sind sie urkundlich belegt. In Norddeutschland entsprechen diesen Kreidfeuern genau die Baken oder Beeken, Biiken usw. (vgl. ags. beacen „Mal, Zeichen"). Aus Rügen berichtet Arndt, daß dort die Feuersignalberge, genannt Bakenberge, noch in seiner Jugend in Gebrauch waren. Nach altfriesischen Rechtsquellen wurden Biikenfeuer als Ruffeuer bei feindlicher Bedrohung angezündet; in einer Anordnung vom Jahre 1385 heißt es, bei einem Überfall seien Glocken zu läuten und die Feuerzeichen anzuzünden. Wenn in vergangener Zeit auf Sylt das „Braderuper Licht" brannte, war das ein Zeichen, daß Krieg kam und in jedem Dorf auf Sylt wurde daraufhin ein Biiken angezündet. Dies soll 1807 zum letzten Mal geschehen sein. Beeken oder Baken heißen auch die Frühjahrs- bzw. Maifeuer in Friesland und Schleswig-Holstein. Im Neuhochdeutschen ist das Wort Bake nur als Merkzeichen für den Schiffer bekannt. Dem

[1] Seit unserer Veröffentlichung des „Männchens von Oechsen" (Germanien, H. 1, Jahrgang 1933) konnten wir schon auf eine stattliche Anzahl gleicher oder ähnlicher Denkmäler hinweisen. Sicher sind noch mehr vorhanden, und wir sind gerne bereit, weitere Angaben zu veröffentlichen. Schriftleitung.

friesischen bake (beeken usw.) entspricht engl. beacon, d. i. Warnungszeichen, im besonderen Leucht-, Signalfeuer, Leuchtturm. Das Wort gehört in dieser Bedeutung also bereits der anglo-friesischen Zeit an. Arndt erzählt, daß die Feuerzeichen bei Überfällen auch in Norwegen und auf den Shetland- und Orkneyinseln in Gebrauch waren. — (Schrifttum: Im allgemeinen: F. Ulmer, Signale in Krieg und Frieden. L. 1901. — Über Feuerzeichen in Steiermark, Jos. v. Zahn, Styriaka, Graz 1894, I, S. 84 ff. — E. Arndt, Nebenstunden, S. 67 und 109 f. — Herbert Freudenthal, Das Feuer im deutschen Glauben und Brauch, B. 1931, S. 269 f. und 347—350.)

Huth.

Berichtigung.

Der Aufsatz „Alte Goslarer Steinkunst am Wege" von Heinrich Karstens, den wir veröffentlichten in Heft 1/1936, S. 12, enthält einen sinnstörenden Fehler. Wir bitten, Seite 13, Zeile 2 statt Verständlichkeit „Verständnislosigkeit" zu lesen.

In dem Aufsatz „Runenformen in brauchtümlichen Sinnbildern", Seite 109, Zeile 14, muß es heißen „vorgeschichtlichen Felszeichnungen" statt „Feldzeichen".

Die Bücherwaage

Hermann Güntert, **Der Ursprung der Germanen.** Heidelberg 1934, Winter. 192 Seiten mit 3 Karten. Geh. 3.— RM.

Güntert ist Sprachforscher und hat nicht geringe Verdienste um die indogermanische Wortbedeutungsforschung, die er in vorbildlicher Weise in engste Beziehung zur Religionsforschung setzt. Leider muß von diesem neuen Werk des völkischen Verfassers gesagt werden, daß es zwar lesenswert und anregend ist und die Ergebnisse neuerer indogermanischer Forschung oft geschickt darzustellen weiß, aber fast durchweg, wo es eigene Wege geht, in die Irre führt. Die Grundthese Günterts ist folgende, die nordrassischen Indogermanen stammen als Hirtenvölker aus Asien und überdecken und indogermanisieren in Nordeuropa eine fälische Rassenschicht von Bauern. Aus dieser Überschichtung zweier Rassen und Kulturen seien die Germanen hervorgegangen. Auf diese Weise allein erkläre sich das starke Abweichen der germanischen Sprache vom übrigen Indogermanischen. Wenn Güntert am Schluß anmerkt, daß unabhängig von einander drei Wissenschaften zu wesentlich derselben neuen Auffassung des Indogermanenproblems gelangt seien, nämlich Sprach- und Kulturforschung (Güntert selbst), Vorgeschichte (Wahle), Rassenkunde (v. Eickstedt), so ist dagegen einzuwenden, daß die gewiß hervorragende Rassenkunde der Menschheit Eickstedts gerade beim Indogermanenproblem versagt (vgl. Menghin, Wiener Prähistorische Zeitschrift XXI, 142) und daß Wahle und Güntert mit ihren Darlegungen in ihren Fachwissenschaften vereinzelt dastehen.

Welch wunderliche Äußerungen man bei Güntert finden kann, dafür zwei Beispiele: S. 46 will G. beweisen, daß die Indogermanen nicht aus einer Waldgegend stammen könnten. Er führt mehrere sprachliche Gründe ins Feld und fährt dann fort: „die ganze innere Einstellung zum Wald müßte dann völlig anders sein: der Schauer vor dem unheimlichen Waldesdunkel sitzt zu tief in ihrer Seele". Ich gestehe, selten einen solch abwegigen Satz in einem ernsten wissenschaftlichen Werk gelesen zu haben. Abgesehen von der uralten nordischen Holzbau- und Schnitzkunst ist bei allen indogermanischen Völkern ein ausgeprägter Baum- und Hainkult zu finden, der aufs innigste mit dem ebenfalls urindogermanischen Schicksalsglauben verknüpft ist; eine tiefere Beziehung zwischen Baum und Mensch als beim Indogermanen ist überhaupt undenkbar. — Seite 51 lesen wir folgenden schönen Satz: „Die Germanen aber sind kein Reitervolk gewesen, und in der historischen Zeit hören wir von Wettrennen mit Pferden nichts; bezeichnenderweise hat sich die Indogermanensitte des Wettrennens nur als kultischer Brauch bei den Germanen erhalten." Erstaunlich! Abgesehen von dem logischen Widersinn, daß die Wettrennen „in historischer Zeit" unbekannt sind und sich als kultischer Brauch erhalten haben, ist zu bemerken: die Wettrennen gehörten bei allen Indogermanen zum Kult; die Germanen bewahren in ihren kultischen Wettrennen getreulich — indogermanischen Brauch. Im übrigen kennt doch jeder die berühmte germanische Reiterei, so daß es überflüssig ist, Belege

anzuführen. Sollen wir noch an die Pferdekopfgiebel erinnern, an die weitverbreiteten Umrittbräuche? Auch Spuren des einst so bedeutungsvollen urindogermanischen Roßopfers sind in germanischen Überlieferungen aufzuzeigen. In ihrer Liebe zu Pferden, ihrer Pferdezucht, ihrer Lust am Reiten und Wettreiten werden die Germanen von keinem andern indogermanischen Volke übertroffen. —

Im übrigen verweisen wir auf die neuen Veröffentlichungen von Günther (Herkunft und Rassengeschichte der Germanen) und Neckel (Deutsche Vor- und Urgeschichtswissenschaft), die beide bereits zu Güntert Stellung nehmen. Dr. Otto Huth.

Neue Wege der Orts- und Flurnamenforschung. Von Vermessungsrat Johannes Scholze, Offenburg. 2. Auflage mit einem Nachtrag. Im Selbstverlag des Verfassers. 50 Seiten.

Der Verfasser, ein Freund seiner Heimat und der germanischen Vorgeschichte, macht in dieser wertvollen Arbeit den Versuch, auf Grund einer neuen und mit erweiterten Hilfsmitteln arbeitenden Flurnamenforschung der Geschichte des Landes und der Sinnesart seiner Bewohner näher zu kommen. Scholze stützt sich dabei vor allem auf die verdienstvollen Arbeiten von Prietze. Er will mit seinen Namensdeutungen in den meisten Fällen nur eine Anregung geben, wohl bewußt, daß eine einwandfreie Deutung nicht möglich ist, wenn sie sich nur auf das amtliche Vorbild stützt. In der Stoffeinteilung hält er sich an das Prietzesche Werk. — Er hat auf diese Weise zunächst eine ausgezeichnete Übersicht über den zu bearbeitenden Stoff geschaffen, wobei ihm seine berufliche Kenntnis des Gegenstandes offensichtlich wesentliche Dienste geleistet hat. Da er bei seinen Erklärungsversuchen auch die germanische Geistesgeschichte heranzieht, so ergibt sich eine bedeutende Ausweitung der Deutungsmöglichkeiten. Die Brauchbarkeit wird durch ein Namensverzeichnis wesentlich erhöht. „Der Verfasser ist sich wohl bewußt, vielleicht manchen Namen falsch gedeutet zu haben, weil er nicht immer in der Lage war, die Örtlichkeit zu prüfen und eingehendes Karten- und Urkundenstudium zu treiben. Ihm kam es vor allem darauf an, Anregungen zu geben." Man kann sagen, daß dieser Zweck mit dem fleißigen Werkchen voll erreicht ist; es wird manchen anregen, in seiner engeren Heimat ähnliche Studien zu treiben. Pl.

Mielert, Fritz: **„Deutsches Ahnengut im Westfalenland".** Heger-Verlag, München 2. Preis: 5,70 RM., geb. 6,75 RM.

Das Buch stellt in volkstümlicher Sprache und gestützt auf zahlreiche und einwandfreie Quellen, zum größten Teile auf eigene Kenntnisse und Beobachtungen, das westfälische Volkstum im Rahmen des Landes und vor allem des bäuerlichen Lebens dar. Ausgehend von dem germanischen Volkstum, wie es vor der gewaltsamen Bekehrung lebte, geht der Verfasser den Spuren dieses alten Volkstums in der Landschaft, in den Bräuchen und Sagen und den sonstigen lebendigen Überlieferungen nach; auch die geschichtlichen Überlieferungen werden mit diesem breiten Strome des alten Volksgutes in sinngemäßen Zusammenhang gebracht. Ein besonderes Verdienst liegt darin, daß Mielert auch die erst in jüngster Zeit erkannten heiligen Stätten der Vorzeit in den Kreis seiner Betrachtungen zieht, wie er überhaupt aus einem echten und starken Empfinden für den unlösbaren Zusammenhang von Vorzeit und Volkstum heraus schreibt. Seine Auffassung von den geistigen Eigenwerten der germanischen Überlieferung, die besonders stark noch im westfälischen Volkstum leben und dort sogar in stark konfessionell bestimmten Gebieten mehr als anderswo sich behauptet haben, ist besonders zu begrüßen. Pl.

Braunschweigische Heimat. Personen-, Orts- und Sachverzeichnis für die Braunschweigische Heimat, Zeitschrift des Braunschweiger Landesvereins für Heimatschutz e. V., von Wilhelm Schrader. Jahrgang 1910—1933. Braunschweig 1936. Heimatverlag E. Appelhans & Co. 80 S. 8°. Steif geheftet 1.50 RM.

Die Aufgliederung des Verzeichnisses ist schon im Titel angegeben; doch sei noch bemerkt, daß im Verzeichnis der in den einzelnen Beiträgen der Zeitschrift vorkommenden Namen, um die Übersichtlichkeit zu erhöhen, die Fürstennamen besonders behandelt sind. Der Verfasser hat sich mit seinen Mitarbeitern zusammen einer langwierigen und mühseligen Arbeit unterzogen, deren Ergebnis in stiller Sachlichkeit vorgelegt wird. In den verschiedenen Heimatzeitschriften Deutschlands ist eine Unmenge Stoff verwahrt, der nur durch solche Nachweise der weiteren Bearbeitung erschlossen werden kann. Suffert.

Schulz, Walther, **Indogermanen und Germanen.** L. 1936, Teubner-Verlag. 104 Seiten, 98 Abbildungen, kart. 2,40 RM.

Prof. W. Schulz, Halle, der Nachfolger Hahnes, legt hier einen vorzüglichen kleinen Leitfaden der indogermanischen Kultur- und Rassengeschichte vor, den wir aufs wärmste empfehlen möchten. Schulz bietet

in leicht lesbarer Darstellung eine Zusammenfassung der Ergebnisse der Sprach-, Rassen- und Vorgeschichtsforschung. Seine Übersicht der ältesten Geschichte der europäischen Völker reicht von der älteren Steinzeit bis zur germanischen Völkerwanderungszeit, dabei legt er besonderes Gewicht darauf, die Germanen als echte Nachkommen der Indogermanen herauszustellen. Seine Bemerkungen gegen Günterts Aufstellung, der die Germanen nicht als Indogermanen, sondern lediglich als indogermanisiert auffaßt, sind sehr beachtenswert und überzeugend. Inzwischen ist Günterts Annahme durch Reches Nachweis, daß die Megalithkultur gar nicht von der fälischen, sondern von der nordischen Rasse im engern Sinn getragen wurde, endgültig erledigt. Durch diese Veröffentlichung von Walther Schulz hat die Gesamtauffassung des Indogermanentums und Germanentums, wie sie von den Rassenforschern Günther, Reche u. a., und von den Sprachforschern Kretschmer, Neckel, Specht u. a. vertreten, eine erfreuliche Stütze von vorgeschichtlicher Seite erfahren. Zur Auseinandersetzung mit Güntert vergleiche auch unsere Besprechung seines Buches über den „Ursprung der Germanen".

Dr. Otto Huth.

Reche, Otto, **Rasse und Heimat der Indogermanen.** München 1936. Lehmanns-Verlag. 216 Seiten mit 113 Abbildungen und 5 Karten. Geb. 8,— RM.

Otto Reche, der Leipziger Professor für Rassen- und Völkerkunde, legt hier die erste Rassenkunde des Gesamtindogermanentums vor, die als hervorragendes wissenschaftliches Standardwerk wohl für lange Zeit grundlegend bleiben wird. Reche bietet mit diesem Werke zugleich eine Zusammenfassung vieler eigener Arbeiten, die bisher verstreut und nicht jedermann leicht zugänglich waren. Z. B. hatte Reche Eberts Reallexikon der Vorgeschichte eine große Zahl wichtiger rassenkundlicher Artikel beigesteuert. In der Gesamtauffassung stimmt Reche erfreulich weitgehend mit Günther überein, auf dessen Werke über die „Nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens", die „Rassengeschichte des hellenischen und römischen Volkes" usw. er vielfach zur Ergänzung verweisen kann. — Als besonders wichtige neue Ergebnisse möchten wir folgendes herausheben: S. 94 ff. wird dargelegt, daß die Trägerin der Megalith-Kultur nicht die fälische Rasse war, wie bisher angenommen wurde, sondern die nordische Rasse im engern Sinne. — Die Darstellung der Indogermanen als Barbaren bei von Eickstedt wird scharf zurückgewiesen (S. 118 f.). — Sehr beachtlich scheinen mir die Darlegungen Seite 133—135; Reche faßt die fälische und die nordische Rasse als zwei Spielarten *einer* Rasse auf und stellt sie als „hellfarbige Europide" den nächstverwandten „dunkelfarbigen Südeuropiden" gegenüber. — Neue Ausblicke eröffnen die „rassenphysiologischen Erwägungen" (S. 145 ff.), die einen bisher nicht oder wenig beachteten Beitrag zur Urheimatfrage liefern". Die klimatische Anpassungsfähigkeit, das Verhalten klimatischen Krankheiten gegenüber, die hellen Farben von Haut, Haar und Augen und noch manches andere weisen ganz unmißverständlich und in völliger Übereinstimmung darauf hin, daß als Heimat nur ein maritimes (vom Meer stark beeinflußtes), kühles, niederschlagreiches, an wirksamem Sonnenlicht armes Klima in Frage kommen kann." (S. 158.) „All diese Eigenschaften der nordischen Rasse schließen gleichzeitig ein kontinentales, trockenes, sonnenreiches Steppenklima völlig aus" (ebenda). Wie Reche weiter darlegt, kann die Heimat der nordischen Rasse nur Westeuropa sein; Osteuropa und Westasien jedenfalls kommen nicht in Frage. Die neuerdings von v. Eickstedt wieder aufgenommene Theorie von einer westsibirischen Heimat der nordischen Rasse ist also abzulehnen (S. 169). Reche stellt dann weiter fest, daß die Urchinesen (S. 183) ebenso wie die Akkader und Amoriter (S. 184 ff.), die Sumerer und die Träger der Induskultur (Mohenjo-Daro) ein nordisches Rassenelement zeigen. Auf die weiten Ausblicke, die sich daraus für den Kulturforscher ergeben, weist Reche nur kurz hin. — Damit haben wir ein paar Einzelheiten aus der Fülle des Inhalts herausgegriffen, wir müssen uns versagen auf weiteres hier einzugehen. Doch möchten wir noch daran erinnern, daß der Engländer Latham sich die nordische Rasse im Nordseegebiet entstanden dachte. Wenn die Rassenforschung so sehr sich auf Westeuropa als Urheimat verwiesen sieht, wird man endlich auch der Bedeutung des „Doggerlandes" („Lathamebene", de Lapouge) in der Geschichte der Indogermanen Beachtung schenken müssen. Daß in der Nordsee versunkene Länder in der Indogermanengeschichte eine Rolle spielten, nahm vor Latham der Nordfriese Knut J. Clement an (s. Germanien 1933, Heft 11: Der Entdecker des Friesentums), neuerdings wies darauf hin Engelbrecht (Die Urheimat der Indogermanen, Glückstadt 1933, S. 7 ff.).

Dr. Otto Huth.

Zeitschriftenschau

Ausgrabungen in aller Welt. Unter diesem Namen haben die Süddeutschen Monatshefte, 33. Jahrgang Heft 7 1936 ihr Aprilheft einer Übersicht über die neueren Ergebnisse auf allen Gebieten der Vor- und Frühgeschichte gewidmet, die gerade dem Laien viel Anregung geben wird. / Hans Weinert, **Neue Funde urgeschichtlicher Menschenreste,** behandelt u. a. die sehr alten Menschenfunde aus Ostasien und Java, die dem Affenmenschen noch recht nahe stehen, Neandertalerfunde aus Vorderasien, vor allem aber den sehr alten Schädel von Steinheim an der Murr, den Verfasser einer Vorneandertalerstufe zurechnet (wobei erwähnt werden darf, daß Otto Reche in ihm einen Vorfahren der Aurignacienrasse erkannt hat, der zeitlich einer frühen Neandertalerstufe zugehört, aber eine eigene Rasse, eben die zu erwartende Urform der nordischen Rasse darstellt). Mit Recht betont W. nachdrücklich, daß das hohe Alter gerade der asiatischen Funde durchaus nicht gegen die hohe Wahrscheinlichkeit spricht, daß Europa die Wiege der europäischen Menschheit ist. — Lothar F. Zotz, **Vorgeschichtliche Ausgrabungen in Deutschland,** bringt eine ausgezeichnete Übersicht über die Funde und Ergebnisse unserer gesamten vorgeschichtlichen Zeit, Friedrich von Oppeln-Bronikowski, **Römerzeit und deutsche Frühgeschichte,** folgt ihm darin von der sogenannten römischen Kaiserzeit bis zur Wikingerzeit. Es folgen Carl Weickert, **Ausgrabungen im Gebiet des klassischen Altertums,** Walter Andrae, **Forschungen im Alten Orient** und Friedrich von Oppeln-Bronikowski, **Ägypten und Palästina,** Arbeiten, die eine begrüßenswerte Abrundung des Gesamtbildes ermöglichen. Das Heft schließt mit einem Aufsatz über **Moderne Ausgrabungstechnik** von Fritz Fremersdorf.

Zur Siedlungsforschung

Albert Egges van Giffen, **Der Warf in Ezingen, Provinz Groningen, Holland, und seine westgermanischen Häuser.** Germania, Anzeiger der röm. germ. Kommission. Verlag Walter de Gruyter-Berlin. 20. Jahrgang Heft 1 1936. Die planmäßige Untersuchung der Ezinger Warf ergab eine Besiedlung, die bereits vor der Latènezeit beginnt und bis in die ottonische Zeit andauert. Die zahlreichen Schichten haben z. T. hervorragende Hausgrundrisse geliefert. Bemerkenswert ist, daß die angelsächsische Besiedlung um 400 nach Christi Geburt ziemlich kleine, einräumige Grubenhäuser zeigt, während wir in den älteren Schichten recht stattliche und große Gebäude finden, und zwar dreischiffige, hallenartige Bauten im Ständerwerk mit Walmdach und Flechtwand für Mensch und Vieh einerseits, und auf Pfosten ruhende Speicher andererseits. Die Häuser sind z. T. Meisterwerke des Ständerbaues und geben schon für die Latènezeit wertvolle Einblicke in den germanischen Hausbau. Bemerkenswert ist, daß in der ältesten Schicht der Herdraum abgetrennt ist von dem übrigen, so daß eigentlich ein zweiräumiges Haus vorliegt, bei sonst völlig gleicher Anlage. / W. Barner, **Ein spätkarolingisches Bauerngehöft aus der Wüstung Assum (Feldmark Eine, Kreis Alfeld).** Die Kunde. 3. Jahrgang Heft 7/8, Hannover 1935. Das Gehöft, durch reiche Kulturfunde auf spätkarolingische Zeit datiert, bestand aus einem großen, gutgebauten, viereckigen Wohnhaus, Küchenhaus, einer offenen Hofschmiede und Nebengebäuden. Das Wohnhaus enthielt eine Wohnstube mit Herd und eine kleinere Schlafstube. Das Küchenhaus ist ein Dachhaus auf Kalksteinmauer, das beweist, daß die insbesondere auch cheruskische Sitte des Küchenhauses bis in diese Zeit fortlebt. / Herbert Jankuhn, **Die Ausgrabungen in Haithabu.** Forschungen und Fortschritte, 12. Jahrg. Nr. 7 1936. Die Fortsetzung der Ausgrabungen hat bestätigt, daß es sich in Haithabu jahrhundertelang um durchaus gefestigte Verhältnisse unter einheitlicher Führung gehandelt haben muß. Auffallend ist das Nebeneinander von west- und nordgermanischen Bauformen, und es zeigt sich immer deutlicher, daß es sich hier nicht um Einfuhrfragen, sondern um regelrechte friesische und sächsische Niederlassungen handelt. Haithabu ist also nicht nur politisch, sondern auch stammesmäßig als Vorgängerin Lübecks anzusehen, und der Zug Heinrichs des Ersten gewinnt steigende Bedeutung als erster deutscher Vorstoß in den

Ostseeraum. / O. Kunkel, **Ausgrabungen Wollin 1935.** Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit. Verlag Kabitzsch-Leipzig. 11. Jahrg. Heft 12 1935. Hatte die vorige Grabung auf dem Marktplatz von Wollin eine nordische „Großstadt" ergeben, so galt die diesmalige der erwarteten Festung auf dem Silberbergviertel. Hier ist der Boden Sand, und der Erhaltungsstand der Funde deshalb sehr viel schlechter als unter der Stadt. Trotzdem konnte ein dreimaliger Aufbau der Burganlage mit bedeutenden und bautechnisch wichtigen Befestigungen festgestellt werden, und die Funde, insbesondere die Töpferware ließen genaue Gleichstellungen mit den Schichten der Stadt zu. Die ältere Burganlage gehört also in die erste Hälfte oder Mitte des 10. Jahrhunderts. Wichtige Beziehungen zum Norden sind auch hier festgestellt. — Die Bearbeitung der vorjährigen Funde wurde fortgesetzt, und hier findet besonders die Haustierforschung reiches Material. Der Schluß des Aufsatzes setzt sich mit den irrigen Auffassungen auseinander, die R. Hennig in seinem Buch „Wo lag Vineta?" vertreten hat.

Zur geistigen Kultur der Indogermanen und Germanen

Eckhard Unger, **Zur Entwicklung des sumerischen Hakenkreuzsymbols.** Forschungen und Fortschritte. 12. Jahrgang Nr. 12 1936. Verfasser setzt seine Untersuchungen über das Hakenkreuz als Sturmsymbol bei den Sumerern fort und berichtet über eine ähnliche Darstellung aus Iran. / Wilhelm Koppers, **Pferdeopfer und Pferdekult der Indogermanen.** Ebenda. 12. Jahrg. Nr. 11 1936. Verfasser behandelt diese Fragen ganz im Banne seiner bekannten Lehren über eine asiatische Herkunft der Indogermanen, die durch die Vorgeschichtsforschung gründlichst widerlegt sein dürften. / Ernst Sprockhoff, **Sonnenwagen und Hakenkreuz im nordischen Kreis.** Germania. 20. Jahrg. Heft 1 1936. Über den ursprünglichen Sinn des Hakenkreuzes herrscht keine Einigkeit; auch für die am meisten vertretene Ansicht, daß es ein Symbol des Feuers oder der Sonne sei, ist eigentlich noch nie ein Beweis geführt worden. Aus der älteren Bronzezeit kennen wir aus germanischem Gebiet den Sonnenwagen von Trundholm und ähnliche Darstellungen. In der jüngeren Bronzezeit lebt diese Darstellung fort in stilisierten, dem Zeitgeist entsprechend oft stark aufgelösten Formen. Schließlich zeigt friesartige Reihung, wie sich hallstättischer Einfluß auf germanischem Gebiet auch dieses Gegenstandes bemächtigt. Eine ganz ähnliche Reihung, wie sie eine havelländische Urne aufweist, zeigen zwei Urnen aus Este, deren eine abwechselnd Pferd und Rad trägt, bei der anderen dagegen an Stelle des Rades ein eckiges Hakenkreuz erscheint. Verf. glaubt nun, daß sich hier aus stilistischen Einflüssen heraus aus der Radform das Hakenkreuz entwickelt habe, wobei nicht bestritten wird, daß das Hakenkreuz zu anderer Zeit und an anderer Stelle eine andere Entwicklung durchgemacht haben könne. Im germanischen Norden lebt im übrigen auch in der jüngeren Bronzezeit die altheimische Darstellungsform fort. / Alois Brandl, **Das Beowulfepos und die mercische Königskrisis um 700.** Forschungen und Fortschritte, 12. Jahrg. Nr. 13 1936. Der Versuch, die Ereignisse des Beowulfliedes in Gleichung zu setzen mit bestimmten geschichtlichen Vorgängen im mercischen Königshause ist fesselnd für die Aufhellung der angelsächsischen Frühgeschichte.

Hertha Schemmel.

Vereinsnachrichten

Ortsgruppe Berlin. Auf dem „Geselligen Abend", der am 23. Lenzings im „Spaten" stattfand, sprach Herr Generalmajor a. D. Haenichen über „Vorchristliche Heiligtümer und deren Befestigung gegenüber der vordringenden römischen Kirche". In seinem Vortrag, der durch eine Anzahl von Lichtbildern wirkungsvoll unterstützt wurde, führte er aus, daß einzelne vorchristliche Heiligtümer, nicht nur hegende Umwallungen, sondern auch ausgesprochen schützende Wehranlagen erhalten hätten. Diese Heiligtümer haben sich fast immer an solchen Punkten befunden, von denen aus man astronomische Beobachtungen, vor allem bezüglich der Frühjahrs- und Herbst-Tag-

undnachtgleiche, anstellen konnte. Häufig findet sich dafür der Name „Weißer Hirsch". An der Hand von anschaulich gezeichneten Plänen erläuterte nun der Vortragende eine Reihe solcher durch Wehranlagen geschützter Beobachtungspunkte, so die Tresaburg, die Anlagen bei Ellrich und Hattonchatel bei Verdun, wo der Vortragende während des Krieges noch persönlich sehr überraschende Merkzeichen früherer Sonnenbeobachtung in der dortigen Kirche hat feststellen können, der „Weiße Hirsch" bei Dresden, das „Taubenei" bei Quedlinburg u. a. m.

Besonders ausführlich behandelte der Vortragende die Befestigungsanlagen auf der Roßtrappe, die er als das größte, von Karl dem Franken glücklicherweise vergeblich gesuchte Heiligtum des Ostfalenlandes ansprach, die Teutoburg und das wendische Heiligtum Rethra, das man nicht am Lurin-See, sondern am Müritz-See zu suchen hat. An der Hand von eingehenden Kartenentwürfen und unter genauer Nachprüfung der noch erhaltenen alten Quellenangaben wies der Vortragende die Richtigkeit seiner Ansicht nach. Sicher hat sich in Rethra vor der Slawenzeit ein altgermanisches Heiligtum befunden. Mit der Aufforderung, durch rege Erforschung der germanischen Vorzeit die Liebe zu Heimat und Volkstum zu kräftigen und pflegen, schloß der anregende Vortrag.

Am 17. Hornungs 1936 hielt Herr Knud Kißhauer einen Lichtbildervortrag über

Himmelskunde der Germanen

Der Vortragende schilderte zunächst, wie in den Werken über Geschichte der Astronomie der letzten fünfzig Jahre bis heute entweder überhaupt nichts über himmelskundliche Kenntnisse unserer Vorfahren zu finden sei oder allenfalls etwas über die Anlage von Stonehenge; während Babylonier, Ägypter, Griechen und Römer ebenso wie die Araber sehr ausgiebig behandelt werden. Erst die Geschichte der Sternkunde von Ernst Zinner, die im Jahre 1931 erschien, widmet bei einem Umfange von 650 Seiten der Himmelskunde der Germanen immerhin sieben ganze Seiten. Dabei bringt Zinner Behauptungen wie: „Von den Römern lernten die Germanen den Gebrauch der Monate und der siebentägigen Woche", und gibt im übrigen sehr vorsichtig nur recht dürftiges Material. Demgegenüber stehen die Werke von Herman Wirth, Wilhelm Teudt und mit seiner „Germanischen Himmelskunde" vor allem Otto Sigfrid Reuter, der den vorgenannten sieben Seiten allein mehr als siebenhundert entgegenstellt.

Entscheidend für die Weltschau der Germanen ist ihr Sitz im hohen Norden. Hier und nur hier konnten sie zur Zeit der Sonnenwende den vollen täglichen Umlauf der Sonne beobachten. Hier entschwand ihnen um die Julzeit das Tagesgestirn völlig und hinterließ damit jenen nachhaltigen und tiefergreifenden Eindruck, der auch für den Menschen unserer Tage nichts von seinen packenden und aufrüttelnden Wucht verloren hat. Das Wiedererscheinen der schwer entbehrten Sonne muß den Menschen mit zwingender Notwendigkeit zum ersten und tiefstempfundenen Fest und damit zugleich zum Sonnenjahr geführt haben. In der Tat spielt auch nur im südlichen und mittleren Germanien nebenbei das Mondjahr eine gewisse Rolle, diese aber nur unter Angleichung an das Sonnenjahr, das allbeherrschende.

Runenzeichen, Steinkreuze, Bildwerke und bis auf unsere Zeit reichendes Gebildgebäck zeigen, wie tief die Verbundenheit des Germanen mit dem Gedenken der allbelebenden Sonne zu allen Zeiten gewesen ist. Acht- und vierundzwanzigteilige Steinsetzungen und Eyktmarken bestätigen die Einteilung des Sonnenjahres der Germanen und führen über den hölzernen Kalenderring zum Stab- und Plankalender. Bilder von Stonehenge, den Externsteinen und dem Questenberg als Feststätten der Sommer- und Wintersonnenwende beweisen, wie das gesamte germanische Volk von der Wechselwirkung von Sonne und Leben innerlich durchdrungen war, so daß ihm das Jahrgeschehen selber als ein Lebendiges erschien.

Geschah die Beobachtung des Sonnenlaufes und die Einteilung des Jahres zunächst nur nach dem Gesichtskreis, so stellt sich später auch die Kenntnis der jährlichen Schraubenbahn der Sonne ein. Das bezeugen uns die als Schmuck immer wiederkehrenden Wendespiralen und die Darstellung von drei konzentrischen Sonnenbögen oder Kreisen bestätigt sogar die Bekanntschaft mit dem Äquatorbogen der Sonne und den beiden Wendekreisen.

Manche Anlagen und Steinsetzungen deuten überdies darauf hin, daß nicht nur die Sonne und in gewissem Umfange auch der Mond, sondern ebenso die Sterne als Jahr- und Stundenzeichen wie auch im Kult von Bedeutung waren. Als Beispiel wurde die Stätte von Odry gezeigt, die in Verbindung mit der Erläuterung der Präzessionserscheinungen deutlich machte, wie Wilhelm Teudt zu seiner Auffassung von der Anlage in Österholz gelangt war.

Leider sind uns nur recht wenige ger-

manische Bezeichnungen für Sternbilder erhalten geblieben; die griechisch-römische Namenbildung hat sie allzuschnell verschüttet. Gar nichts wissen wir z. B. über die Benennung der Sterngruppen auf dem Sonnenweg, und doch ist er den Germanen genau bekannt gewesen, denn jeder Mondumlauf beschreibt ihn. Ebenso kann auch kein Zweifel darüber bestehen, daß den Germanen die mit freiem Auge sichtbaren Planeten geläufig waren.

Bedauerlicherweise fehlen uns in beiden Fällen eingehende Nachweise. An deren Erbringung kann aber um so weniger ein Zweifel sein, als uns durch Otto Sigfrid Reuters außerordentlich verdienstvolle Arbeit sogar schwierige Messungen an Sternen und besonders an der Sonne bekanntgeworden sind. Es ist vor allem die Seefahrt, und zwar die Hochseeschiffahrt, die unsere Altvorderen zwangsläufig zu Ortsbestimmungen auf See und an fremder Küste führte. Hierher gehört die Breitenbestimmung mittels des „Sonnenbordes“ während der Fahrt und die Breitenbestimmung z. B. auf Vinland. Die Erreichung Amerikas ein halbes Jahrtausend vor Kolumbus spricht hier ihre beredte Sprache.

Die genauesten und im streng wissenschaftlichen Sinne durchgeführten Messungen, von denen wir durch O. S. Reuter erfahren, stammen von Oddy Helgason um das Jahr 1000 unserer Zeitrechnung. Seine astronomischen Kenntnisse sind wie die seiner Zeitgenossen und Vorfahren einzig und allein auf germanischem Boden gewachsen und restlos frei von irgendwelchem Einfluß der Mittelmeervölker. Dennoch aber sind diese Messungen so genau, daß sie sogar noch die des um so viel Jahrhunderte später lebenden Koppernick bei weitem übertreffen.

Ortsgruppe Osnabrück. Öffentlicher Vortrag des Univ.-Prof. Mandel (Kiel) über den arisch-germanischen Glauben. Der Grundzug der Ausführungen des Redners war der Nachweis, daß die menschliche Gottschau stets artgemäß (rassenseelisch) bedingt und somit eine Weltreligion ein Widerspruch gegen die gottgeschaffene Verschiedenheit der Völker und Rassen ist.

Ortsgruppe Essen. Vortrag Dr. Otto Huth (Bonn) über „Kultische Roß- und Wagenrennen der Germanen“. In Volksbräuchen, Märchen, Sagen und Liedern sind noch viele Hinweise darauf versteckt. Wer hat z. B. schon mal daran gedacht, daß auch unsere Jahrmarkts-Karussels mit ihren Pferdchen und Wagen—Ringelspiel nennt man es übrigens in Österreich — eine spielerische Nachahmung dieser Bräuche ist? Die feierlichen Ritte um bestimmte Bergkirchen, die heute noch vielerorts stattfinden, gehen ebenfalls auf germanisches Brauchtum zurück. Es besteht wohl kaum ein Zweifel, daß auf der aus germanischer Zeit bis heute erhaltenen Rennbahn im Langelau unweit der Externsteine Pferde- und Wagenrennen abgehalten wurden.

Die Ortsgruppe veranstaltete im Laufe des Jahres 1935 fünf Vortragsabende, dazu einen solchen gemeinschaftlich mit dem „Alldeutschen Verband“. Ferner eine Sommersonnwendfeier auf dem Pastoratsberg bei Werden (Ruhr) und fünf Gelände- und Studienfahrten. Auch wurden von der Ortsgruppe eine Reihe von Vorträgen in anderen Städten bestritten.

Die **Ortsgruppe Dortmund** wurde am 21. Scheiding 1935 im Anschluß an einen Vortrag von Herrn Alois Risse über „Frühgeschichtsforschung und Germanenkunde“ gegründet. Am 9. Gilbhard sprach derselbe über „Siedlungsgeographie und Germanenkunde“ und wiederum am 13. Nebelung über „Spuren germanischer Religion im heutigen Brauchtum“. Am 21. Julmond sprach ferner Herr Wechtenbruch über „Germanische Götter und Helden aus christlicher Zeit“.

„Ich möcht mich der wundersamen Historien, so ich aus zarter Kindheit herübergenommen, oder auch wie sie mir vorkommen sind in meinem Leben, nicht entschlagen, um kein Gold.“

Martin Luther

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Dr. J. O. Plaßmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Str. 12; für den Anzeigenteil Dr. Viergutz, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Printed in Germany. D. A. I. Vj. 1936 3800. Pl. Nr. 3.

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1936 Juli Heft 7

Zum Geleit

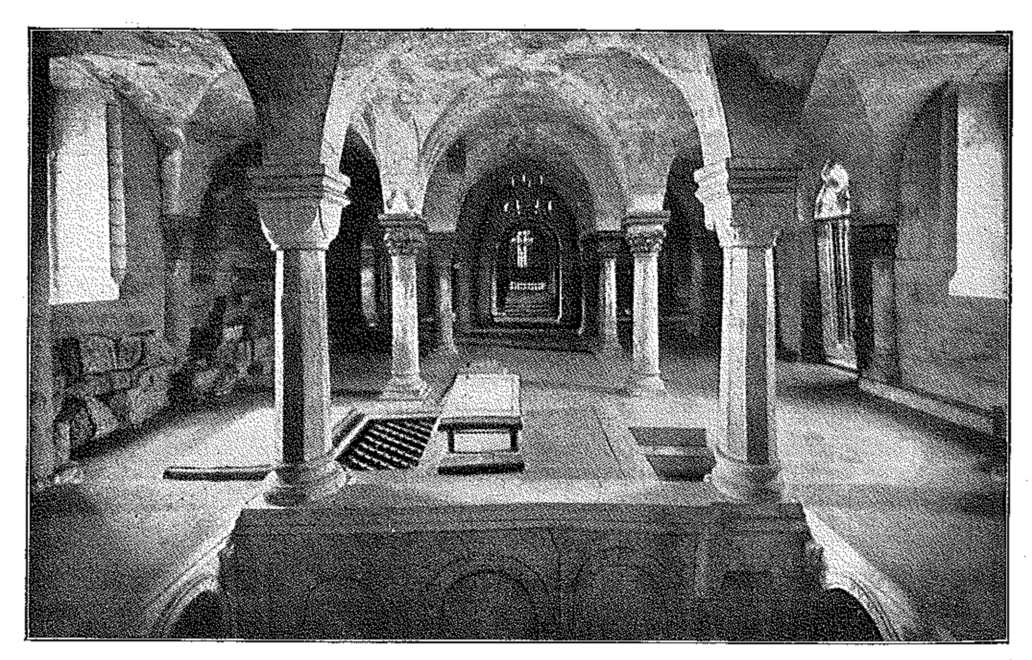
Ein Volk lebt so lange glücklich in Gegenwart und Zukunft, als es sich seiner Vergangenheit und der Größe seiner Ahnen bewußt ist. Wir Deutsche haben jahrhundertelang nicht nur unsere Jahrtausende alte, ferne Vergangenheit, sondern auch die großen Ahnen und Führergestalten der letzten zehn Jahrhunderte vergessen. Der Größten einer dieser Ahnen und großen Männer des deutschen Volkes war Heinrich I., König der Deutschen, ein Mann, der nicht nur zu seinen Lebzeiten von seinen rachsüchtigen weltanschaulichen Gegnern befehdet, sondern über den Tod hinaus von der Feindschaft seiner Widersacher verfolgt wurde. Die Gebeine von ihm, dem vielleicht größten König der Deutschen, sind heute nicht mehr aufzufinden - eine Schmach für das gesamte deutsche Volk. Wo sie sind, weiß niemand.

Sein Andenken wurde uns fast vergessen gemacht. Seine Leistungen, der Bau eines wirklich deutschen Reiches, wurde unserer Jugend verschwiegen. Nur eins blieb - auch in Zeiten des tiefsten völkischen Niederganges - die durch Jahrhunderte wirkende Dauer seines Werkes. Unser aller Aufgabe und Ehrenpflicht ist es nun, ihm den Platz zu

geben im Herzen des deutschen Volkes, den dieser große König der Germanen verdient hat.

Dieser Dankespflicht wollen wir dienen, wenn wir, die Schutzstaffel Adolf Hitlers, die Stätte, wo Heinrichs Gebeine einst begraben waren und die Halle, in der er wohl einst gelebt hat, die heutige Wigberts-Krypta, in unsere Obhut nehmen, um sie dem deutschen Volke als Weihestätte zu erhalten. Ebenso soll dieses kleine Heft der großen Aufgabe der Verehrung eines deutschen Helden dienen.

Reichsführer SS



König Heinrichs Gruft in Quedlinburg

Es starb der Herr der Dinge, der größte unter Europas Königen, der an jeglicher Tugend des Leibes und der Seele keinem anderen nachstand. Seinem großen Sohne aber hinterließ er ein weites und breites Reich, das ihm nicht von den Ahnen überkommen, sondern durch ihn selbst und mit Gottes Hilfe allein geschaffen worden war.

Widukind von Corvey, Geschichte der Sachsen, um 960.

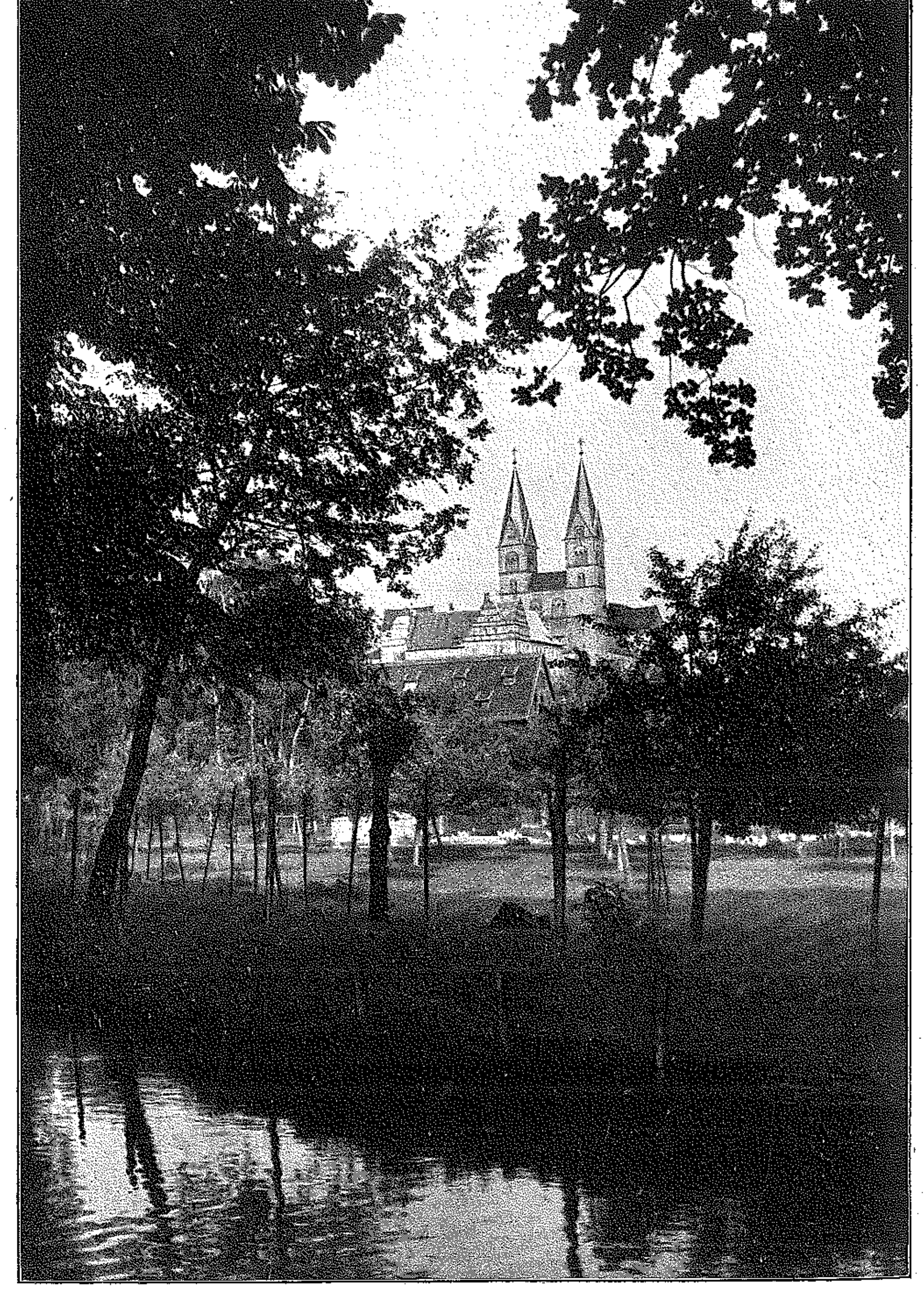
König Heinrich, ein germanischer Fürst

Von Dr. J. O. Plaßmann

Das menschliche Bild, das uns durch die mittelalterlichen Geschichtsquellen von den Führern des damaligen deutschen Volkes überliefert wird, ist nicht immer frei von Trübungen und Verzerrungen. Es gibt kaum einen Fall, in dem der darstellende Geschichtsschreiber derselben Schicht angehörte, wie der dargestellte Mensch; der erstere sieht also notgedrungen immer seinen Helden vom Standpunkte seines Standes aus, und das ist ja fast immer der des Geistlichen. Vor allem gilt dies für jene Persönlichkeiten, deren Wertung schon an sich nicht von den Kriegstaten und staatsmännischen Leistungen bestimmt ist, sondern von einer mehr anteilnehmenden und duldenden Haltung — für die königlichen und fürstlichen Frauen, die in der Zeit vor tausend Jahren sehr wesentlich am Schicksal des Reiches mitgesponnen haben. Sie erscheinen uns fast nie als das, was sie waren: als kraftvolle Persönlichkeiten, die alle Leidenschaften einer germanischen Frauenseele kannten, Ehrgeiz, Mut und Unerschrockenheit, wie wir sie zur gleichen Zeit etwa bei den großen Frauengestalten des germanischen Nordens finden. Die Frauen sind für den geistlichen Geschichtsschreiber von vornherein Anwärterinnen auf einen Heiligenschein, der denn auch den fürstlichen Frauen aus dem sächsischen Königshause in reichem Maße verliehen worden ist.

In gewissem Maße gilt das auch für die männlichen Gestalten jener kraftvollen Zeit. Freilich können diese zunächst nur nach ihren *Taten* gewertet werden, und dieser Wertung verschließen sich auch die geistlichen Geschichtsschreiber nicht, die ja trotz des Klosterfensters, durch das sie die Welt betrachteten, noch ungleich volksnäher waren als heute. Sie selbst waren aber zu sehr daran gewöhnt, ihren Helden als das Ideal des *christlichen* Helden schlechthin aufzufassen, als daß diese Grundeinstellung nicht auf Schritt und Tritt ihre Darstellung färben müßte. Wir selbst unterliegen noch unbewußt dieser Suggestion: zum mindesten sehen wir die Helden der Zeit vor tausend Jahren viel zu sehr in den historischen Kostümen des hohen Mittelalters. In Wirklichkeit standen Gestalten wie Otto der Erlauchte und sein großer Sohn Heinrich, und auch Burchard von Schwaben und Arnulf von Bayern der germanischen Urzeit ungleich näher, als es uns auf den ersten Blick scheinen will. Das wird vor allem bei dem großen König deutlich, in dessen Wirken und in dessen Persönlichkeit germanische Urzeit und deutsches Wesen sich in einzigartiger Weise treffen und zusammenfließen — in Heinrich dem Ersten.

Es ist ein gnädiger Zufall gewesen, daß der Mann, der uns das geschlossenste Bild von den Taten des großen Königs überliefert hat, selbst ein Verwandter des Königshauses gewesen ist und mehr als das: er ist einst selbst im Gefolge eines Königs geritten und trug unter seiner spät angelegten Mönchskutte ein echt deutsches Mannesherz, das von den Taten seines Volkes und seines Königs immer wieder so mit fortgerissen wird, daß er oft genug den Sallust, den Virgil und seine sonstigen klassischen Vorbilder völlig darüber vergißt, um in unbeholfener lateinischer Sprache von seinen Helden zu singen, wie ein altsächsischer Skop oder wie ein Skalde des zeitgenössischen Nordens. Man hat ihn wegen dieses schlechten Lateins gescholten, — mit Recht, wenn man „ein in lateinischer Sprache geschriebenes deutsches Heldenlied" mit dem Stocke des Schulmeisters zu messen berechtigt wäre. Wenn wir die Schilderungen des Mönches *Widukind* von Corvey richtig zu lesen verstehen, so erscheint uns aus ihnen das Bild einer kraftvollen germanischen Zeit und inmitten dieses Bildes ein Germanenfürst, der sich in Haltung und Wesen von einem der gleichzeitigen Könige zu Oslo oder zu Upsala nur wenig unterschieden hat. Freilich müssen wir lernen, diese Zeit und ihre Taten auch mit germanischen Augen zu sehen und uns von der Suggestion freizumachen, die uns mit dem scharfen



Schloßkirche zu Quedlinburg

Einschnitt in der Zeit um 800 auch ein ganz neues und andersgeartetes Bild des deutschen Menschen vorgaukeln will.

Das alles würde uns sofort völlig anders vorkommen, wenn wir eine Schilderung Heinrichs und seiner Zeit besäßen, wie sie der Norden etwa in den norwegischen Königsgeschichten besitzt. Die germanische Erzählungskunst ist an der Klostermauer gescheitert und war dann für immer dahin; auf deutschem Boden hat sie uns keine Denkmale mehr hinterlassen, die den erhabenen Laienschöpfungen der nordischen Erzählungskunst vergleichbar wäre. Und doch hat uns die genaue Erforschung der Quellen gerade des Mönches Widukind bewiesen, daß ihm die klassischen Schriftsteller nur einen sehr dürftigen Formelschatz gegeben haben, der durch die Lateinschule vermittelt wurde; daß aber der Kern seiner Darstellungsweise und ein ganz erheblicher Bestand an festen dichterischen Formeln unmittelbar aus dem einheimischen stabreimenden Heldenliede stammt, das ja erst in dieser Zeit mit den großen Stoffen der Nibelungensage und anderen über Niedersachsen seinen Weg nach dem Norden gefunden hat. Heinrichs Taten und auch die seines Sohnes Otto und ihrer Mitkämpfer sind von zeitgenössischen Sängern in solchen stabreimenden Heldenliedern besungen worden, die auch sonst ganz den Geist des alten germanischen Heldenliedes atmen. Das habe ich in einer umfangreichen Untersuchung über Sprache und Stil Widukinds von Corvey, die demnächst veröffentlicht werden soll, nachgewiesen. An einigen Beispielen soll es hier deutlich gemacht werden.

Die Rolle, in der das einheimische Heldenlied in Heinrichs Tagen und noch später bis in die Zeit Kaiser Lothars und Heinrichs des Löwen hinein seinen Helden sieht, ist die des Vorkämpfers gegen die als fremd empfundene imperiale Gewalt, die dem Wesen nach damals im Bunde mit der kirchlichen Gewalt stand und wie diese als unvereinbar mit dem stammesmäßigen Volkstum empfunden wurde. Es wäre falsch, wollte man darin vorwiegend nur den Ausdruck eines landschaftlich begrenzten Partikularismus sehen. Das volkhaft gewachsene Stammestum, dessen Vorkämpfer Heinrich vor, und dessen Schützer er nach seiner Königswahl gewesen ist, griff im Notfall auch über die Grenzen eines einzelnen Stammes hinaus. Als Gegenspieler sehen wir auch weniger die echt deutschen Gestalten einzelner Könige, als vielmehr jene meist aus Geistlichen bestehende Hofkamarilla, als deren typischen Vertreter das volkhafte Heldenlied eine Gestalt wie Hatto von Mainz mit seiner ganzen Abneigung bedacht und dargestellt hat. So erscheint dieser als das absolut schwarze Gegenbild des ehrlichen germanischen Kämpfers; ein Gegensatz, der besonders von den zeitgenössischen Dichtern mit allen Mitteln ihrer Kunst ausgemalt worden ist.

Hatto hat sich nach der Volksüberlieferung schon bei der Vernichtung des tapferen Adalbert von Babenberg als ein heimtückischer Verräter erwiesen; er hat dem Helden versprochen, ihn unversehrt auf seine Burg zurückzuführen, kehrt aber unter einem nichtigen Vorwande gleich mit ihm dahin zurück, um ihn dann beim nochmaligen Verlassen dem König ans Schwert zu liefern. Aus seinen trügerischen Worten: „Taedet me longioris viae tardiorisque horae“ springt greifbar der altsächsische Stabreim heraus: „Lêd is mi langaro weg, latara hwîla.“ — Um seinen gefährlichsten Gegner, den Sachsenherzog Heinrich zu erledigen, bedient er sich nach der Sage einer List, die unmittelbar aus dem Liede vom Verrat des Atli an seinen Schwägern entnommen ist. Aber der Herzog ist besser auf seiner Hut; er läßt dem tückischen Feinde erwidern, Heinrich habe keinen härteren Hals als Adalbert — „quia durius collum non gerit Heinricus“ — „that Heinrik hals hardiran ne lêdit“; darum wolle er lieber „domi sedere et de eius servitio tractare“ — „an seli sittian endi is thionost thingian“: zu Hause bleiben und an seinen Dienst denken.

So wird der Herzog und spätere König seltener als der „dux“ oder der „rex“ bezeichnet, sondern meist als der „princeps“ schlechthin, das ist der germanische „Drochtin“, der Gefolgsherr wehrhafter Männer; dieser Begriff steckt auch in der Wendung „rex populorum“,

Eine Seite aus dem Dresdener Codex der Sachsengeschichte Widukinds, die Nachricht vom Tode Heinrichs enthaltend

was das altsächsische „folco drohtin" wiedergibt. Wenn er ein anderes Mal als „imperator multorum populorum" bezeichnet wird, so hat das mit dem „Imperator" römischer Prägung nichts zu tun, sondern ist nur die notdürftige lateinische Wiedergabe des germanischen „mundboro managaro thiodo", der Schutzherr vieler Gefolgsleute. Als solcher beruft er die „universalis populi conventio" ein, das „meginthioda mahal"; oder er reitet als „Drochtin" im Ringe seiner jungen Krieger in die Schlacht: „militum manu vallatus", das heißt: „mid werodu biworpan", eine Formel, die uns die germanischen Heldenlieder überliefert haben. Wie sehr auch der germanische Staatsbegriff durch ihn in den Augen seiner Zeitgenossen verkörpert ist, und wie wenig man dabei an ein Imperium römischer Prägung denkt, das geht aus den Formeln hervor, mit denen man dem König Heil wünscht, etwa er solle „lato magnoque imperio diu regnare", wofür wir im Heliand und anderswo noch die wörtliche germanische Urform finden: „wîdbrêdan welon lange giwaldan". Diese Formel „latum magnumque imperium" gebraucht Widukind für das Reich seines Königs schlechthin, ein Beweis dafür, daß das germanische Reich Heinrichs noch gar nichts mit dem römischen Imperium zu tun hatte, wie es von seinem Sohne wiedergeschaffen worden ist, denn dieser „weitbreite Wohlstand" bedeutet ursprünglich den Besitz an Haus und Hof, das Vatererbe, also das, was man damals und heute wieder als „Odal" bezeichnet. Es ist das Königsodal, so wie der König, der auf dem obersten Reichshofe zu Quedlinburg sitzt, im Grunde für seine Landsleute noch nichts anderes ist, als der oberste Odalsbauer des Reiches. Dort hält er Hof, im ursprünglichsten Sinne des Wortes, „magnus ac potens majestate et potestate regali", groß und mächtig durch sein königliches Wesen, oder, wie es uns wieder die germanische Sprache überliefert, „mikil endi mahtig thuru kuninges meginkraft".

Ja, Wort und Begriff des Odal sind uns im Zusammenhange mit seinem Königsbesitz noch wörtlich überliefert, wenn wir in der lateinischen Quelle den deutschen Gedanken des sächsischen Gefolgsmannes wiederfinden. Heinrich kämpft gegen die imperiale und geistliche Gewalt für seinen „honos paternus", das ist nichts anderes als die lateinische Wiedergabe des germanischen Wortes „fader-odil" (oder odal), „des alten Namens des ererbten Grundbesitzes edler Geschlechter", wie es schon Jakob Grimm richtiger als mancher heutige Gelehrter umschrieb. Dies Odal ist die Voraussetzung für den ethischen Begriff des (lautlich verwandten) A d e l s, eine Beziehung, die Widukind in der Übersetzung „honos" treffend wiedergibt. — Ich muß mich hier auf die Wiedergabe weniger Einzelheiten beschränken, die in meiner Untersuchung um viele vermehrt und näher begründet werden. Aber ein besonderes Beispiel sei noch herausgehoben, das wiederum deutlich zeigt, wie sehr ein scheinbar neuer Brauch, der heute wieder deutsches Allgemeingut geworden ist, im germanischen Altertum wurzelt, und wie wenig wir gewohnt sind, unsere germanischen Quellen mit germanischen Augen zu lesen.

Bei der Schilderung der Königswahl Heinrichs auf der alten hessischen Dingstätte zu Fritzlar, die wir uns von einem gleichzeitigen Thing in Norwegen oder Island in keiner Weise verschieden vorstellen dürfen, wird die Ablehnung der Salbung durch den Erzbischof erzählt, dann heißt es: „Placuit itaque sermo iste (Heinrichs) coram universa multitudine, et dextris in caelum levatis nomen novi regis cum clamore valido salutantes frequentabant." Das heißt wörtlich: „Diese Rede fand Beifall bei der ganzen Menge, und indem sie die Rechte zum Himmel erhoben, begrüßten sie immer wieder den Namen des neuen Königs mit Heilrufen." Das ist der deutsche Gruß in seiner germanischen Urform — nichts von „römischem Gruß", nichts von „Caesarengruß"; es ist alte germanische Sitte, den Führer mit erhobener Rechte und mit dem Heilruf zu begrüßen, und der Ruf kann nach dieser deutlichen Schilderung gar nicht anders gelautet haben, als „Heil Heinrich!" Das wird bestätigt durch die spätere Schilderung der Wahl Ottos zu Aachen, wo der Erzbischof den jungen König dem Volke mit den Worten vorstellt: „Si vobis ista

electio placeat, dextris in caelum levatis significate!“ — „Wenn euch diese Wahl gefällt, so gebt es mit zum Himmel erhobener Rechten kund.“ Und weiter: „Ad haec omnis populus dextras in excelsum levans cum clamore valido inprecati sunt prospera novi duci.“ — „Darauf wünschte alles Volk, indem es die rechte Hand emporhob, mit starken Rufen dem neuen Herrscher Heil“; der Ruf lautete also hier „Heil Otto“! Aus den beiden Wendungen „nomen salutare“ und „prospera inprecari“ kann man mit voller Sicherheit das deutsche Wort „Heil“ erschließen. Daß der Gründer des ersten Reiches mit diesem Gruße und mit erhobener Rechter von seinem Volke begrüßt worden ist, mag von mehr als nur sinnbildlicher Bedeutung sein; es zeigt, wie eng sich das Erste und das Dritte Reich mit der germanischen Urzeit berühren.

In allem entspricht auch das menschliche Bild Heinrichs dem eines germanischen Herrschers, nicht dem eines prunkenden Imperators, wie ihn mancher spätere Kaiser darzustellen liebte. Seine ruhige Diplomatie, mit der er ein scheinbar völlig zerfallenes Reich in wenigen Jahren wieder unter starke Führung brachte und gegen den äußeren Feind zusammenfaßte, kann nur mit der entsprechenden Meisterschaft eines Armin verglichen werden; dieser Geschicklichkeit, die in Wirklichkeit eherne Selbstzucht war, verdankte er den Beinamen des „Vogelfängers“, woraus eine spätere Zeit die merkwürdige Sage vom Vogelherd entwickelt hat. Er wußte sich selbst meisterhaft germanischen Brauches zu bedienen, um seinen Gegner durch Überraschung mattzusetzen; das ist wohl der tiefere Sinn jener Begegnung mit dem streitbaren Bayernherzog Arnulf, den er während des Krieges auffordert, sich mit ihm allein zu treffen. Gewiß hat er zweifelhaft gelassen, wie dieses Treffen „zwischen den Heeren“ gemeint war, denn der Bayer erschien in voller Rüstung, in der sicheren Meinung, der Gegner wolle ihn zum Einzelkampfe herausfordern, zum „Holmgang“, wie es gleichzeitig auch im Norden gebräuchlich war. Statt dessen trat ihm ein Waffenloser entgegen, der ihn, den Gewaffneten, mit verständiger Rede so völlig entwaffnete, daß der Holmgänger als freiwilliger Vasall von seinem einstigen Feinde schied.

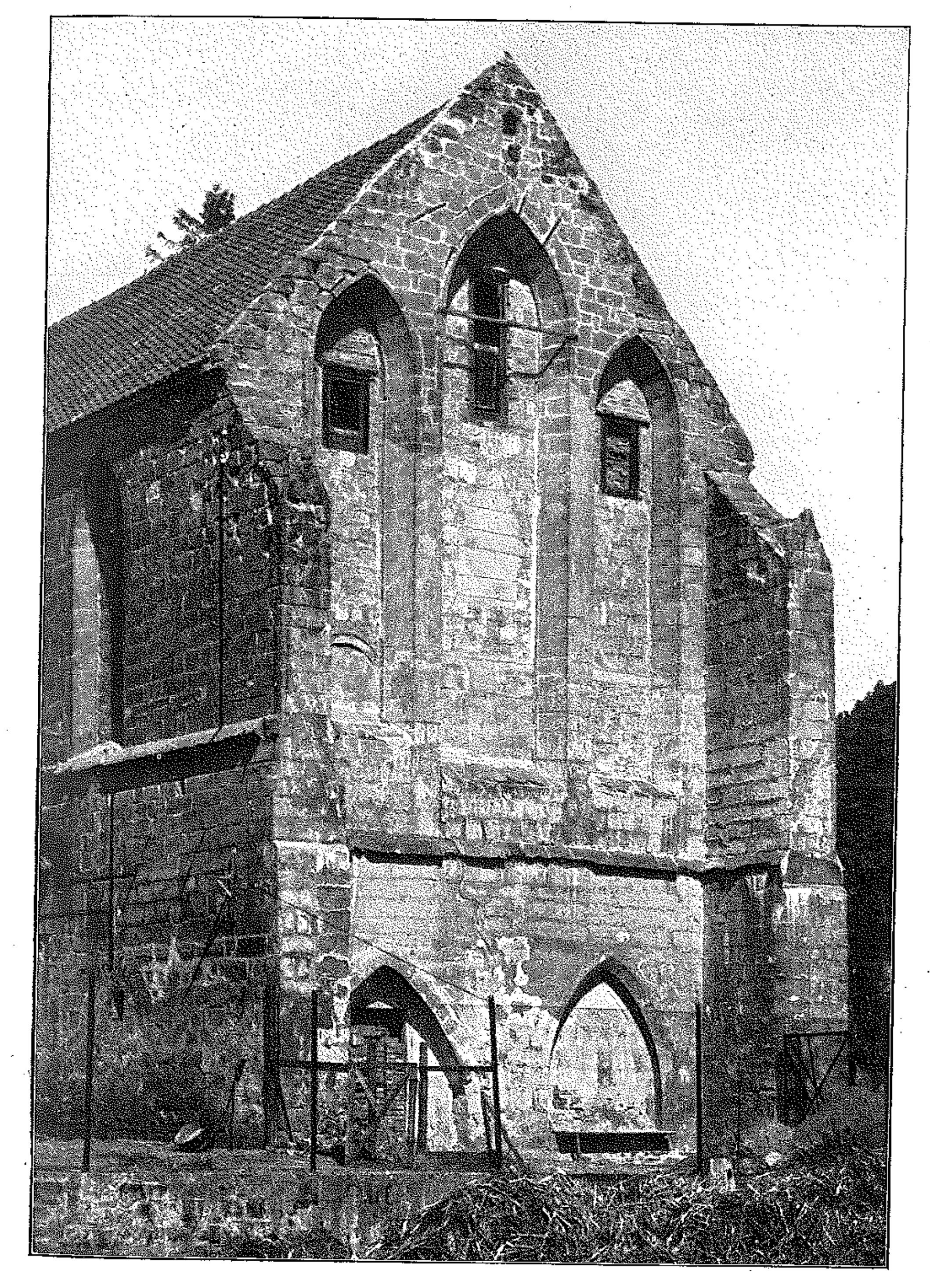
Mit wenigen, aber ganz sicheren Worten kennzeichnet Widukind den großen, breitschulterigen Mann, der mit etwa fünfzig Jahren auf der Höhe seiner Leistung stand: „Die Wucht seiner Gestalt verlieh seiner königlichen Würde jede Zier. Auch in der Übung des Kampfspieles überwand er alle so völlig, daß er den anderen fast Furcht einflößte. Auf der Jagd war er so eifrig, daß er auf einer Streife wohl an die vierzig Tiere erlegen konnte. Beim Mahle konnte er recht gesellig sein, doch tat nichts der königlichen Haltung Eintrag. Solche Zuneigung und zugleich Ehrfurcht flößte er den Kriegern ein, daß sie sich, auch wenn er scherzte, keine Unschicklichkeit gegen ihn zuschulden kommen ließen.“

Das ist das Bild der gesammelten und beherrschten Persönlichkeit, wir wie es nur an den größten Gestalten unserer germanischen Vergangenheit wiederfinden, und zugleich einer gesammelten und beherrschten Kraft, die ausgereicht hat, in siebzehn Jahren ein Werk zu schaffen, dem wir heute noch unser völkisches Sein verdanken.

König Heinrichs I. politische und militärische Leistung

Von Dr. Wolfgang Hofmann

Es gibt kaum einen Abschnitt der mittelalterlichen deutschen Geschichte, über den wir so dürftig unterrichtet sind wie über die Zeit der Könige Konrad I. und Heinrich I. Das ist um so bedauerlicher, als sich gerade damals die Begründung des ersten deutschen Reiches vollzog, ein geschichtlicher Akt, der notwendig nicht ohne gewaltige Veränderungen und Umwälzungen innen- wie außenpolitischer Natur in Erscheinung treten konnte. Wir stehen da auf einmal vor neuen Tatsachen, die wir oft nicht in der Lage sind, in ihren



Wigbertskirche auf dem Königshof

Anfängen und ihrer stetigen Entwicklung zu beobachten, vor allem das für die folgenden Fragen wichtigste Kernstück, die *Entstehung der Herzogtümer*.

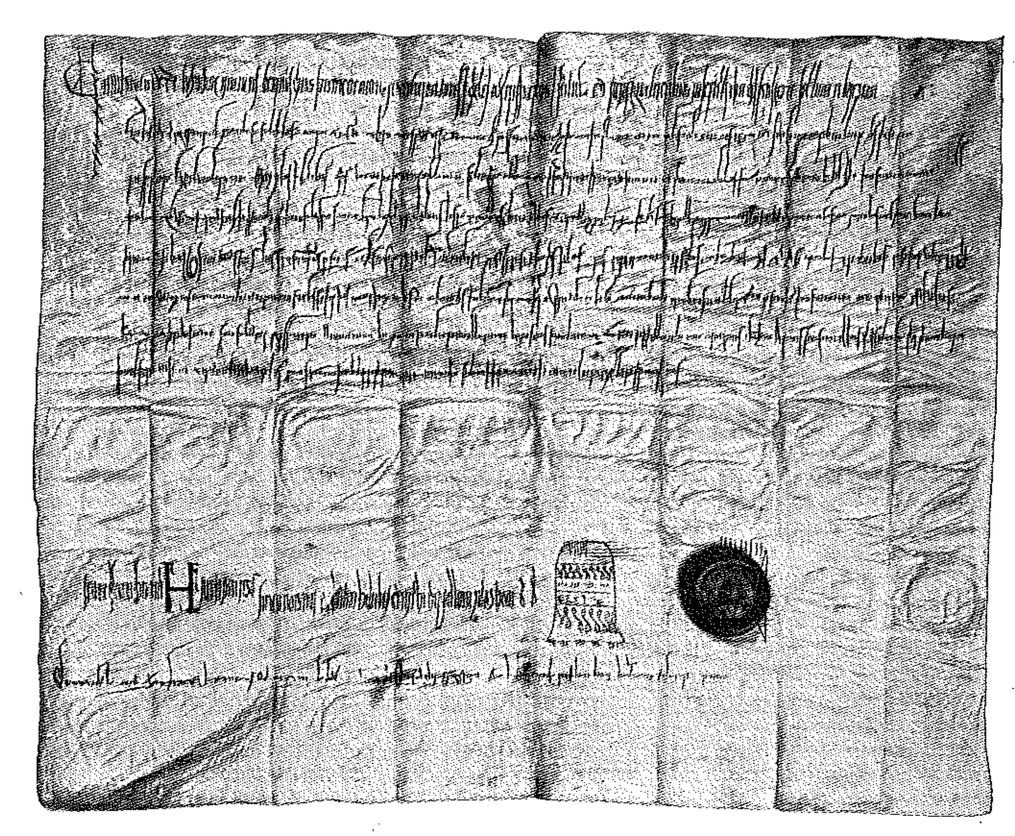
Bei dieser Sachlage gewinnt jede, auch die unbedeutendste Notiz an Wert, und wir sind heute immerhin in der Lage, wenigstens in großen Zügen ein geschlossenes Bild der Persönlichkeit Heinrichs I. und seiner Zeit zu entwerfen.

Aber wir wundern uns nicht, daß die überragende Erscheinung Heinrichs I., mit dem überhaupt erst eine deutsche Reichsgeschichte anhebt, teilweise heute noch in volkstümlichen Geschichtsbüchern in einer übrigens durchaus freundlichen Mischung von Sage und Wirklichkeit begegnet, was nur den Nachteil hat, daß die Bedeutung dieser Persönlichkeit, die für die gesamte deutsche Folgezeit gar nicht überschätzt werden kann, halb im Schatten bleibt. Immer noch ist mancher geneigt, auf Heinrichs Kosten den fränkischen Karl wie Heinrichs Sohn, den sächsischen Otto, Rollen spielen zu lassen, die weltgeschichtlich gewiß großartig, aber für das deutsche Volk selbst doch recht verhängnisvoll geworden sind, obwohl man auch diese Gestalten selbstredend nicht modernen Wertungen unterwerfen darf, sondern sie nach dem Maße ihrer Zeit zu messen hat.

Auch Heinrichs Größe ist nur im Vergleich zu der Zeit zu begreifen, die seinem Wirken voran ging. Daran erst erkennt man ihn als den großen Erneuerer, so andersartig vielleicht auch seine Leistungen an späteren Epochen der deutschen Geschichte gemessen erscheinen mögen, aber niemals darf man übersehen, daß eben eine nachfolgende deutsche Geschichte überhaupt erst auf Grund der von ihm geschaffenen Voraussetzungen Wirklichkeit werden konnte. Der entscheidende Ungarnsieg, der mit Heinrichs Namen verknüpft bleibt, ist nur ein aus dem Dunkel dieser Zeit leuchtendes Fanal, dessen fast noch wichtigere Vorgeschichte entweder ganz im Schatten bleibt oder meist in völlig entstellter Weise wiedergegeben wird.

Das gesamte Heinrichproblem ist aufs engste mit der Frage der Entstehung der mittelalterlichen deutschen Stammesherzogtümer verknüpft. Bei ihnen ist das Herzogsamt indessen scharf von der gleichnamigen Würde in altgermanischer Zeit einerseits und während der Völkerwanderung und des frühen fränkischen Reiches andererseits zu unterscheiden. Der altgermanische Herzog war lediglich, wie schon sein Name sagt, Heerführer, und zwar gewöhnlich mehrerer verbündeter Gauaufgebote in Kriegszeiten. Im Frieden ruhte das Amt überhaupt. Durch die Dauer des Kriegszustandes besonders während der Völkerwanderung, zum Teil auch schon früher, hat sich in den meisten Fällen aus der Herzogswürde das erbliche Königtum entwickelt. Daneben behielten die Herzöge, die mit den unter ihnen vereinigten Gaugenossenschaften einem größeren Völkerschaftsverbande freiwillig oder gezwungen beigetreten waren, unter dem Königtum Amt und Würde, insbesondere dann, wenn die Wohnsitze ihres Stammes an den Grenzen des Staatsgebietes lagen, um hier die Verteidigung gegen fast immer drohende Feinde zu gewährleisten. Zuweilen wurden auch solche Grenzwehrbezirke als Markgrafschaften zu dem gleichen Zwecke neu gebildet, so daß Markgraf und Herzog in ihren Befugnissen sich ziemlich gleich kamen, nur mit dem Unterschiede, daß die Würde des ersteren sich schon aus der Überlieferung seines Stammes herleitete und er vom König nur neu bestätigt, sowie in Eid und Pflicht genommen wurde, während der letztere erst vom König als dessen Beamter zu seiner Würde berufen wurde.

Wegen ihrer hohen und traditionell geheiligten Stellung bildeten die Herzöge in den germanischen Reichen der Völkerwanderungszeit einen der Macht der Krone stets mehr oder weniger widerstrebenden Großadel, der fast überall seine Stellung behauptete. Nur im fränkischen Reich gelang es unter den Karolingern die Macht der Herzöge zu beseitigen. So werden die Herzöge von Schwaben und Bayern abgesetzt und ihre Länder durch zuverlässige Königsgrafen verwaltet. Aber mit dem Zerfall der kaiserlichen Gewalt seit den Bruderkriegen der Söhne Ludwigs des Frommen und vor allem durch die Reichsteilung



Urkunde Heinrichs I. vom 16. September 929. (Aus Thoß: Heinrich I.)

vollzieht sich im ostfränkischen (deutschen) Reichsteil nach und nach eine Wiedergeburt der alten, wie die Entwicklung neuer Herzogtümer. Aber mit den älteren haben sie doch mehr den Namen gemein. Während bei diesen der Begriff der Amtshoheit im Vordergrunde steht, so hier der Begriff der Gebietshoheit. Aber diese Neubildungen vollziehen sich nicht etwa zielbewußt nach einem bestimmten politischen Programm, sondern ergeben sich allmählich aus der Natur der Dinge.

In Sachsen als einziger Ausnahme unter den übrigen deutschen Herzogtümern, die sich unter Widerstand oder notgedrungener Duldung seitens der Reichsgewalt, besonders unter der schwachen Regierung Ludwigs des Kindes, durchsetzen, erscheint diese Entwicklung von vornherein völlig legitim und unter freiwilliger Zustimmung des Reiches, ein für Heinrichs spätere Stellung höchst bedeutsamer Umstand. Natürlich hat auch diese Herzogswürde mit der des Freiheitskämpfers Widukind nichts zu tun. Dieser ist lediglich Heerführer im altgermanischen Sinne gewesen. Nun begegnet als erster nachweisbarer Ahnherr Heinrichs sein Urgroßvater, der Graf Egbert, der wohl schon gegen Ende der Sachsenkriege als kaiserlicher Graf im Lande waltet, um einerseits die fränkische Herrschaft zu sichern, andererseits den Slaven und Dänen zu wehren. Kaiser Karls Politik gegenüber den Sachsen zielte vor allem darauf ab, die bei diesen vorhandene fränkische Partei für seine Zwecke nutzbar zu machen. Wir wissen, daß sich ihm bei seinem zweiten Sachsenzuge 775 ein Gaugraf, wahrscheinlich der Engern, Bruno, unterwarf. Die Frage, wie der Übertritt eines Teils des sächsischen Adels auf die fränkische Seite zu beurteilen sei, können wir hier nicht erörtern. Jedenfalls darf man hier nicht voreilig von „Verrat" reden, wie man überhaupt die modernen Begriffe von Staats- und Volkszugehörigkeit auf diese frühe sächsische Zeit nicht ohne weiteres anwenden darf.

Jedenfalls waren solche einflußreichen sächsischen Grafen besonders wertvoll für den Kaiser, wenn sie zu ihm übertraten und ihm die Treue bewahrten. Ihr Ansehen bei dem eigenen Volke war weit eher geeignet die Sachsen zu befrieden und sie in den fränkischen Staatsverband hinüberzuziehen als alle kriegerische Gewalt.

Es ist zwar nur eine vage Vermutung, aber sie drängt sich auf, daß jener Egbert vielleicht ein Sohn des Engern Bruno gewesen ist. Jedenfalls ist der Name „Bruno" in der Sippe des sächsischen Königshauses auch später mehrfach bezeugt. Auch zeitlich würde dies Verhältnis zutreffen, und demnach wäre der sächsische Gaugraf Bruno möglicherweise als Stammvater des Geschlechtes anzusehen. Auch Egberts Söhne Kobbo (Gottbert) und Liudolf, letzterer Heinrichs Großvater, nach dem das Geschlecht seinen Namen der „Liudolfinge" empfing, erweisen sich als treue Wahrer der Reichsinteressen im Sachsenlande, ein Verdienst, das auch der Mehrung ihres Besitzes und damit ihrer Macht zugute kam. Kobbo und Liudolf genossen insbesondere das Vertrauen und die Gunst Ludwigs des Deutschen, als dessen treue Anhänger und Vertraute sie sich auch in den Fehden des Königs mit seinen Brüdern bewährten. Liudolfs Sohn, Otto der Erlauchte, muß bereits als einer der mächtigsten Männer im Reiche gegolten haben: mit Erzbischof Hatto von Mainz führte er die Reichsverwaltung für den minderjährigen Ludwig das Kind. Die Königswürde selbst, die man ihm nach dessen Tode antrug, lehnte er wegen seines hohen Alters ab.

Jedenfalls beruhen diese Herzogtümer ideell auf dem Stammesverband, real auf dem Grundbesitz und der persönlichen Macht ihrer Inhaber. Sie sind im Gegensatz zu den älteren Formen gleichen Namens zu ausgesprochenen Landesfürstentümern und Hauptstützen des Reichsverbandes geworden, ein Umstand, den Konrad I. ebenso verkannte, wie ihn Heinrich I. erkannte, und darin liegt schon ein Teil seiner Größe. Indem Konrad, unter dem Einfluß Hattos von Mainz erfüllt von der Idee des karolingischen Einheitsstaates, die Herzöge vergebens in die Rolle fränkischer Grafen herabzudrücken suchte, brachte er damit nur das Reich der Auflösung nahe und gab es in diesen Wirren schutzlos den Einfällen der Magyaren preis. Auch Heinrichs Gewalt in Thüringen, wo diesem seine erste Gemahlin Hatheburg stattlichen Besitz zubrachte, suchte er zu beschränken, erlitt aber von diesem eine schwere Niederlage. Allerdings vermochte er schließlich Heinrich zum Verzicht auf die Laienabtschaft von Hersfeld zu bewegen, und in diesem bisher viel zu wenig gewürdigten Umstand erscheint Heinrichs Nachgiebigkeit bezeichnend für seine ganz neuartige Stellung zu Reich und Kirche. Und als er dank der einzigen Großtat des sterbenden Konrad, der seinem Gegner die Krone antrug, am 14. April 919 zu Fritzlar von Sachsen und Franken zum König gewählt wurde — mit dem anmutigen Märchen vom Vogelherd wollen wir uns nicht weiter aufhalten —, da hat er ausdrücklich auf die kirchliche Weihe und Salbung verzichtet. Heinrich deutete also damit an, daß er sich nicht wie seine Vorgänger von den Bischöfen leiten lassen, sondern eine eigene kraftvolle Politik verfolgen wollte. In der uralten sächsischen Überlieferung seines Geschlechtes aufgewachsen, faßte er sein Königtum nach altgermanischer Weise als ein ihm vom Volk übertragenes Amt auf. Nur von dessen, nicht von Gottes Gnaden, wollte er König sein.

Die andere Neuerung seiner Politik beruht auf der Gestaltung seines Verhältnisses zu den deutschen Herzögen. Als König war er vorerst nur von Sachsen und Franken anerkannt. Teils mit Gewalt, teils durch Verhandlungen verschaffte er sich in der Folgezeit auch die Anerkennung der Herzöge von Schwaben, Bayern und Lothringen. Er fesselte sie an das Reich, in dem er ihnen ihre volle Selbständigkeit beließ, mit Ausnahme der Besetzung der Bistümer, die er übrigens dem Bayern Arnulf als einzigem überdies noch zugestand, und der Verpflichtung, dem königlichen Heerbann Folge zu leisten sowie Heinrichs oberste Gerichtsbarkeit anzuerkennen, unter der die Stammesrechte gleichwohl unverändert fortbestanden. Eine straffe Zentralisierung der Reichsgewalt nach fränkischem Muster hätte bei dem damaligen Mangel an geeigneten weltlichen Verwaltungsorganen

unvermeidlich den Weg über die Kirche nehmen und damit deren Macht und Einfluß auf die Reichspolitik in unheilvoller Weise stärken müssen. Zweifellos hätte sich aus Heinrichs Reichsschöpfung im Laufe der Zeit ein immer festeres Gefüge organisch entwickelt, wenn seine Nachfolger nicht von Heinrichs Richtlinien abgewichen wären. Aber seine Idee, die Idee eines deutschen Reiches, die Idee eines deutschen Nationalbewußtseins, wenigstens die Anfänge dazu, was vorher fast unbekannt war, ist auch späterhin durch die dunkelsten Zeiten deutscher Geschichte erstrahlt und hat die Deutschen immer wieder den Weg zum Reichsgedanken finden lassen, der erst in unseren Tagen seine letzte Erfüllung fand.

So sehr man nun Heinrich als politischen Reformator bis auf unsere Tage unterschätzt hat, so ist er andererseits im Hinblick auf seine Neugestaltung des deutschen Kriegswesens falsch eingeschätzt worden. Gewiß hat er auch hier Großes, aber doch nicht eigentlich Neues geleistet. Bei seinem Regierungsantritt war es um die militärische Kraft des Reiches mehr als elend bestellt. Die inneren Wirren und die dauernde Lähmung der königlichen Autorität ließen es zu einer einheitlich organisierten Abwehr der fortwährend einbrechenden Normannen, Slaven und Magyaren, vor allem zu dem einzig wirksamen Vortragen der Verteidigung in die feindlichen Gebiete selbst nicht kommen. Die Einfälle der Normannen hatten zwar inzwischen durch ihre Ansiedlung in Friesland und im westfränkischen Reich aufgehört, aber um so stärker trugen Slaven und Magyaren die Verheerung bis tief in das Reichsgebiet. Das Frankenreich hat sich zuzeiten nur dadurch gegen seine äußeren Feinde behaupten können, daß es die Reiterwaffe erheblich vermehrte, indem es gemeine Kriegsknechte mit Gütern gegen die Verpflichtung zum Kriegsdienst belehnte, so daß diese nun in die wirtschaftliche Lage kamen, sich Pferd und Rüstung zu halten, zu heiraten und so einen brauchbaren Kriegerstand fortzupflanzen. Mit dem Sinken der kaiserlichen Gewalt war dieses Lehnswesen indessen wieder in Verfall geraten. Die Lehnsleute leisteten oft dem Heerbann keine Folge, wenn ihr eigenes Gebiet nicht unmittelbar vom Feinde bedroht war. Was hätte dies auch genützt, gegenüber den Einfällen der Normannen und Ungarn! Die einen erschienen plötzlich irgendwo mit ihren schnellen Schiffen, die anderen auf ihren noch schnelleren Pferden, erschlugen die Männer, schleppten Frauen und Kinder in die Sklaverei und waren mit der übrigen Beute beladen längst verschwunden, ehe das schwerfällige Lehnsaufgebot zur Stelle war, um inzwischen unerwartet in anderen Grenzgegenden ihr Handwerk von neuem zu beginnen. Was lag da näher für die entfernter wohnenden Grafen und Lehnsleute als sich erst gar nicht in die Kosten eines Feldzuges zu stürzen, sondern lieber die eigene Kriegsmacht zum Schutze der engeren Heimat zusammenzuhalten?

Angesichts der vorgefundenen Zustände im Kriegswesen war auch Heinrich zunächst nicht imstande, den magyarischen Reiterscharen zu wehren. Ein glücklicher Handstreich, der einen feindlichen Häuptling in seine Gewalt brachte, ermöglichte ihm wenigstens, den Ungarn einen neunjährigen Waffenstillstand abzuzwingen. Seine nun beginnenden Verteidigungsmaßnahmen sind in ihren Einzelheiten völlig sagenhaft überliefert. Ein heute oft noch nacherzählter Bericht sagt, Heinrich habe die Sachsen zu Reitern ausgebildet, Burgen gebaut und befohlen, daß von neun Kriegern immer acht säen, den dritten Teil ihrer Früchte aber in die Burg abliefern sollten, wo der neunte wohnte und für seine acht Genossen die Feste hütete und die Vorräte bewachte. Die ganze Erzählung ist in dieser Form durchaus sagenhaft.

Heinrich hat hier überhaupt nicht so sehr Neues geschaffen, als vielmehr Altes wiederhergestellt. Der sächsische Adel hat seit Urzeiten zu Pferde gefochten, und das Roß gehörte von jeher zum „Heergewäte" der Sachsen. Ebenso haben sie schon in der Urzeit Befestigungen angelegt, die sog. „Ringwälle", die „Teutoburgen", die den Landleuten mit ihrem Hab und Gut in Kriegszeiten als Zuflucht dienten. Aus begreiflichen Gründen mögen solche Anlagen nach der Unterwerfung des Sachsenvolkes durch die Franken geschleift worden

sein, während Heinrich sie nun gegen die Ungarn wiederherstellte und wohl auch neue anlegte. Auch konnte er die zahlreichen befestigten fränkischen Königshöfe in Sachsen für seine Zwecke gut gebrauchen. Die ständige Besatzung solcher festen Plätze waren zweifellos Haistalden, gemeine zu Fuß fechtende Berufskrieger, die von den Naturallieferungen der Bauern ernährt wurden. Eine Magazinierung größerer Proviantmengen ist keinesfalls anzunehmen, vielmehr brachten die später etwa in die Befestigungen flüchtenden Bauern ihre eigenen Vorräte mit.

Vollends aber ist die Behauptung in das Reich der Fabel zu verweisen, daß Heinrich seine Sachsen zum Reiterkampf gedrillt habe. Eine militärische Friedenserziehung hat das Mittelalter überhaupt nicht gekannt. Wohl war der einzelne Edeling und Lehnsmann von Jugend auf im Waffenwerk geübt, aber ein Exerzieren im taktischen Körper war diesen Zeiten völlig fremd und ist erst von den holländischen Oraniern gegen Ende des 16. Jahrhunderts begründet worden. Ebensowenig sind die Unternehmungen Heinrichs während dieses Waffenstillstandes gegen die Wenden, die Eroberung Brennaburgs und die Schlacht bei Lenzen, wie manche wollen, als ein „Übungsmanöver" für den Ungarnkrieg aufzufassen. Heinrich hat vielmehr diese alten Feinde der deutschen Ostmark, die er schon zu Lebzeiten seines Vaters erfolgreich bekämpft hatte, im Hinblick auf den kommenden Ungarnkrieg gehörig schwächen wollen, um späterhin die Hände gegen die Magyaren frei zu haben.

Heinrichs Großtat liegt auch hier mehr auf politischem Gebiete. Vor allem hat er seinen Sachsen die halbvergessene Lehnspflicht wieder in Erinnerung gebracht und das Lehnswesen, das im ostfränkischen Reich überhaupt noch nicht so recht heimisch geworden war, erst recht begründet, indem er aus seinem eigenen Hausbesitz und aus Krongut neue Lehen schuf, um so, worauf es den berittenen Magyaren gegenüber vor allem ankam, die eigene Reitertruppe zu vermehren. Sicher hat er auch waffenfähige Unfreie, sog. „Ministerialen", mit Landbesitz ausgestattet und sie damit tatsächlich, wenn auch noch nicht dem Buchstaben nach, den rittermäßigen Lehnsleuten gleichgestellt. Und wie streng er auf Erfüllung des Lehnsdienstes sah, beweist seine Verordnung, daß sich jeder Lehnsmann bei Todesstrafe binnen vier Tagen nach Kriegsausbruch an seinem Sammelplatz zu stellen habe.

Nachdem Heinrich den Ungarn den Waffenstillstand aufgekündigt hatte, kamen die Heere bei einem noch nicht ganz sicher zu ermittelnden Orte Riade („Ried" = „Sumpfwiese") im Unstrutgau einander zu Gesicht. Wenn der König seinen Kriegern ausdrücklich verbieten mußte, einzeln aus der Masse gegen den Feind vorzubrechen, sondern allen gleichmäßig gegen die Ungarn anzureiten befahl, so kennzeichnet dies die Kampfesweise jener Tage ebensosehr, wie es beweist, daß von einem „Drill" der sächsischen Reiter keine Rede sein konnte, denn für ein in Friedenszeiten wohlgeübtes Heer ist es einfach selbstverständlich, erst den Befehl zum Angriff abzuwarten, während das heldische Ideal des altgermanischen Edelings seine Anhänger veranlaßte, sich eben möglichst als Einzelkämpfer hervorzutun.

Die Schlacht bei Riade war im übrigen nicht so sehr eine Schlacht, denn ein „Schlachten". Als die Ungarn das wohlgerüstete zahlreiche Heer des Königs erblickten, ließen sie es gar nicht auf einen Zusammenprall ankommen, sondern ergriffen sofort die Flucht, wobei ihrer ein großer Teil unter den Hieben der deutschen Verfolger den Tod fand.

Auch diese Tat konnte nur weiter dazu helfen, Heinrichs Ansehen als König und den Gedanken eines deutschen Reiches bei den deutschen Stämmen zu festigen und in die Zukunft zu tragen. Aus dem Bilde der gewaltigen Persönlichkeit Heinrichs schält sich vor allem in all seinen Handlungen der eine große Zug heraus: fern aller Zukunftsträumereien und Experimente, die politische Wirklichkeit zu durchschauen, die Tatsachen recht zu werten und sie in den Dienst der neuen Idee zu stellen. Wenn die Überlieferung be-

richtet, Heinrich sei an einer Romfahrt nur durch Krankheit und Tod verhindert worden, so ist man geneigt, diese Erzählung für einen Versuch des geistlichen Geschichtsschreibers zu halten, die Gestalt Heinrichs auf seine Weise zu verherrlichen. Aber wie wenig stimmen dazu Heinrichs Verzicht auf die Abtei zu Fritzlar und seine Ablehnung der kirchlichen Krönungsweihe. Man kann dem getrost entgegenhalten, daß Heinrich den fremden Prunk der Kaiserwürde für sein starkes deutsches Königtum entbehren konnte. Sicher hat auch er schon geahnt, daß der Krafteinsatz der deutschen Nation nicht in Rom und Italien, sondern im deutschen Osten allein segensreiche Früchte tragen konnte. Seine Slavenkriege sind der erste Schritt zur deutschen Kolonisation jenseits der Elbe; er hat hier den Samen für eine große Zukunft gestreut. Und wir heutigen Deutschen sehen seine Bedeutung in ganzer Klarheit. Heinrich I. bleibt uns

Der Begründer der deutschen Nation und ihr erster Führer!

Heinrich I. im Ostland

Von Prof. Dr. Werner Radig

Wenn der weltgewandte Merseburger Chronist Thietmar die Ostpolitik Heinrichs I. mit folgenden Worten charakterisiert: Herr Heinrich läßt gegen die Wenden sein Schwert nicht in der Scheide, so kennzeichnet er treffend die strenge Haltung des sächsischen Kämpfers, der aber zugleich auch eine weitschauende Grenzmarkenpolitik zu treiben verstand.

Schon als Herzog war Heinrich gegen die Westslawen geritten. Manchen Sieg hatte er errungen, aber der erbitterte sorbische Widerstand hatte ihm 924 auch eine Schlappe im Muldengau Chutizi-Neletici eingetragen. Zu kühn scheint er im Angriff gewesen zu sein, denn nur der eilige Rückzug in eine Burg konnte ihn retten. Dieses Verdienst, den Reichsgründer und Ostkämpfer Heinrich im entscheidenden Augenblick geschirmt zu haben, hat der Burgberg Püchau bei Wurzen, der auch von Eilenburg an der Mulde nicht weit entfernt ist. Heinrich dankte diese Tat den Burgmannen, indem er ihnen besondere Rechte verlieh. Jedenfalls hat der durch einen Wallgraben abgeriegelte und durch Steilhänge auf drei Seiten geschützte Burgberg seinen Zweck bestens erfüllt. Heute erhebt sich auf seinem Rücken Schloß und Gutshof Püchau des Grafen von Hohenthal.

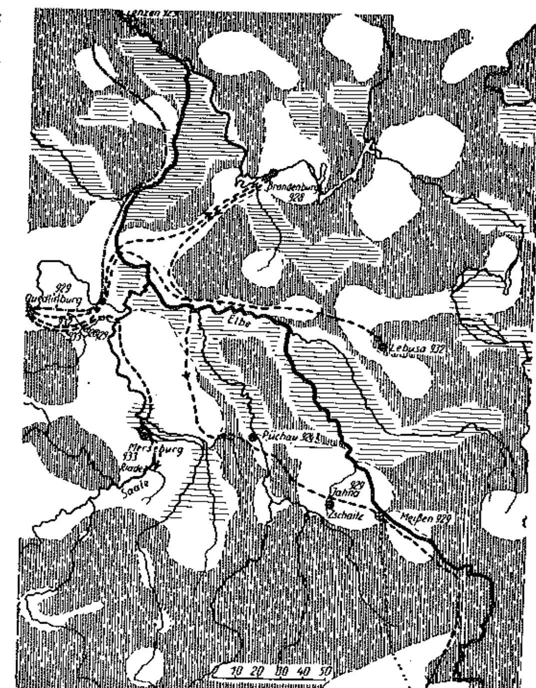


Abb. 1. Die Ostzüge Heinrichs I. (Entwurf von W. Radig.)
(Weiße Flächen: Gaue; senkrechte Schraffur: Waldland; wagerechte Schraffur: Sumpfland)

Der groß angelegte Slawenfeldzug fällt erst in die Wintermonate von 928 auf 929. Man muß den Kriegsplan eines Winterfeldzugs genial und zukunftsträchtig nennen. Die Verwirklichung des Zuges garantierte Heinrich durch persönliche Führung, durch das Voranreiten in die Slawengaue. Von

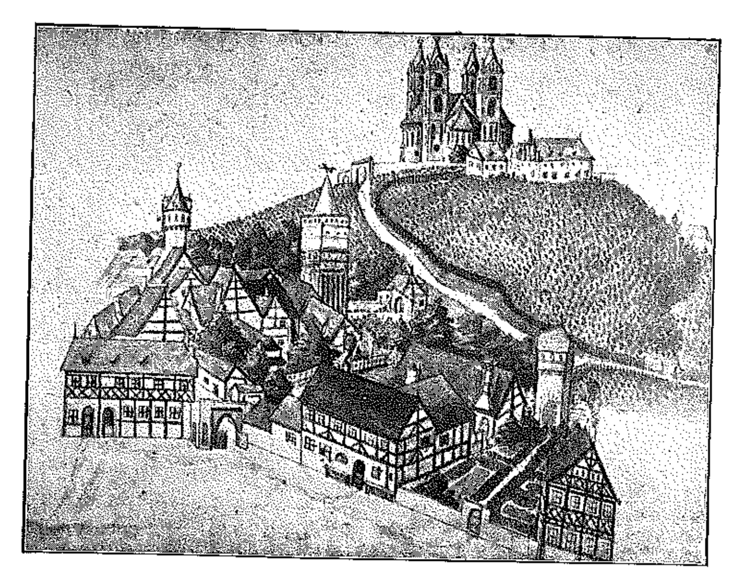


Abb. 2. Die Altstadt von Brandenburg. Nach der Urhandschrift des Zacharias Garcäus von 1582

seiner Pfalz Quedlinburg führte er sein Heer über die Bode bei Staßfurt und die Elbe bei Magdeburg durch die Offenländereien von Moraziani gegen die Feste der Heveller, die Brennaburg — nicht etwa Brennabor — hieß, was jedenfalls mit diesem Namen überliefert ist. Wer die sumpfigen Auen der Niederung und die vielen Havelarme kennt, vermag die Schwierigkeiten eines Aufmarsches und Angriffs zu ermessen. Mutig und siegesgewiß schienen jedoch die Heveller gewesen zu sein, denn sie stellten sich Heinrich in mancherlei Gefechten. Doch kampfesmüde zogen sie sich in die „uneinnehmbare" Gauburg Brennaburg zurück. Über den steilen Böschungen erhoben sich einst dort, wo heute die Kietzhäuser der Dominsel von Brandenburg stehen und wo die breite Straße nordwärts am Domhof vorüberläuft und auf einer Brücke über die Havel hinwegführt, die Wehrmauern der Burg, die sich zum Ringwall zusammenschlossen. Aber auch das Vorgelände der Domlinden war besiedelt und gesichert. Mittelslawische Tonware ist an vielen Stellen gefunden worden. — Die Burgsiedler konnten sich bei Frost und Nahrungsmangel nicht halten. Der Winter war nicht ein Feind des Krieges, wohl aber ein Verbündeter Heinrichs. So bezwang der König Burg und Land und wandte sich sofort schlagartig und unerwartet südwärts. Von Norden her rollte er das Sorbenland auf.

Bei Dessau wird sein Heer die Elbe überschritten haben, um im offenen Freiland der alten Handelstraße über Halle — Schkeuditz — Leipzig zu folgen und sich dann ostwärts zu wenden zur Mulde, die Heinrich wie mancher nach ihm — die Sorben haben dort einmal ein Götterbild in den Fluten verloren — bei Wurzen überquerte, um durch den Grenzwald nach altem Feindesland, nach Daleminzien vorzustoßen. Die Daleminzier waren überrannt; sich in der Schlacht zu stellen, war keine Zeit geblieben. Flüchtendes Volk hatte sich in der Burg im Jahnatal in Sicherheit gebracht. Diese währte nur 20 Tage. Und doch sind drei Wochen eine lange Zeit für eine Belagerung im Winter. Der hartnäckige Widerstand zerbrach, als Heinrich am 20. Tage die Burg Gana stürmte. Die steilen Hänge des Burgberges, der heute auf der Zschaitzer Flur und dem Dorfe Baderitz (= unterhalb der Burg gelegen) liegt, werden die sächsischen Mannen erklommen haben. Waren doch nicht nur die Sumpfauen zu Füßen der Zungenburg auf der Terrassenspitze zu überwinden, sondern auch der Höhenunterschied von wenigstens 12 Metern. Im Hinterlande riegelten zwei Abschnittsmauern den etwa 7 Hektar großen Burgraum ab. Eine künftige Ausgrabung müßte zeigen, daß die Holzerdemauer in Flammen aufgegangen ist, denn ohne Brandfackeln wäre das Bollwerk wohl nicht im Ansturm genommen worden. Von den Sorben künden heute nur noch Scherben auf den Äckern des Burgraumes. Der Sachse Widukind berichtet, daß alle Erwachsenen erschlagen worden seien. Die Knaben und Mädchen gerieten in die Gefangenschaft.

Das ganze Jahnatal war gleichsam ein Wallgraben vor der Elblinie, den Heinrich siegreich durchquerte, um „das Gesetz der Elbe" (Lüdtke) zu erfüllen und dort seinen Ostpfeiler des Deutschen Reiches zu errichten. Auf dem von der Natur so herrlich dargebotenen Felsdreieck mit ebener Siedelfläche am Bache Misna gründete Heinrich 929 die Burg Meißen. Auf den Wallruinen einer uralten Illyrierfeste erstand sein Mauerring, der zunächst aus einer Holzerdemauer mit Palisaden und Wehrgang bestanden haben mag. Ein Holzturm wird bald einem Steinturm, die Holzmauer einem Steinwerk Platz gemacht haben. Dort, wo sich heute die Albrechtsburg und der Dom erheben, lag das „Steynhus" (wie später in Oschatz). Aus der Kulturschicht wurde im Untergrunde des Domes viel Fundgut aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit geborgen. Die Wasserburg zu Füßen des Burgberges ist eine jüngere Schöpfung, die der Überwachung des Elbzolles diente. — Den entscheidenden Sorbensieg befestigte Heinrich durch die Anlage der deutschen Burg, die bald die Aufgaben eines Burgwartes übernahm, wie das auch für Brandenburg gilt. Die Grundsteine zum brandenburgisch-preußischen und zum meißnisch-sächsischen Staate waren gelegt.

Unverzüglich strebte der politische Willensträger nach dem Südosten! Von Meißen führte die uralte Völkerstraße an den Dresdener Elbhöhen entlang über Pirna nach Dohna, wo vor- und frühgeschichtliche Burgplätze, der Raupscher und der Schloßberg, die Paßstraße flankieren. Über den Kamm ging es mit dem Heerbann nach Kulm, durch Nordböhmen gen Prag. Auf diesem Wege traf Heinrich mit Herzog Arnulf von Bayern und dessen Heeresaufgebot zusammen. Der Aufmarsch der sächsisch-thüringisch-bayrischen Heeresmacht vor den Toren Prags mag Herzog Wenceslaus gezeigt haben, daß es besser sei, die Lehnshoheit des Reiches anzuerkennen als es mit Burg und Land auf eine Kraftprobe ankommen zu lassen. Zweifellos war der Burgberg (Hradschin) eine erstrangige Feste. Stattlich thronte sie ehedem wie heute über der Moldau, eine Zungenburg, die leicht abgeriegelt werden konnte. Die mit doppeltgeschichteten Balken verfestigte Holzerdemauer wurde dort entdeckt, — jüngst auf dem Lorettoplatz dazu ein großes Skelettgräberfeld mit etwa 500 Gräbern, von denen einige Schläfenringe hinterlassen haben. Und diese Toten wurden seit dem 10. Jahrhundert dort niedergelegt! Tschechisches Volkstum hatte sich dort zu einem Staatengebilde zusammengeballt, — eine Leistung, die keinem der sorbisch-wendischen Gaue nordwärts des Erzgebirges gelungen war. So genügte Heinrich I. auch die Befriedung der Nachbarn, wennschon eine alte germanische Wunde hier brannte. Auf beiden Seiten des Gebirges hatten schon seit 500 vor der Zeitwende Westgermanen gesessen; dann erst gelangten kel-

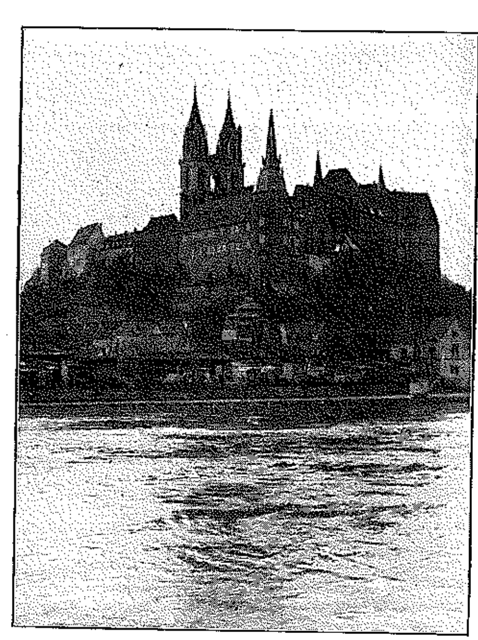


Abb. 3. Der Burgberg Meißen mit der Albrechtsburg
Phot. Radig

tische Bojer nach Nordböhmen, um bald wieder dem mächtigen germanischen Markomannenreich Platz zu machen. Und zuletzt saßen Langobarden und Warnen in Böhmen, ehe der landsuchende Sorbe Fuß faßte und der westdeutsche Siedler den Lebensraum in Böhmen gewaltig erweiterte.

Die Nordslawen hatten ein Fanal der Rache und Verwüstung mit dem plötzlichen heimtückischen Überfall auf Walsleben bei Arneburg gegeben! Sofort ließ Heinrich marschieren. Im gleichen Jahre zog das erprobte Heer nach der uralten Elbfurt, die zwischen dem karolingischen Kastell Höhbeck und dem Burgberg Lenzen liegt. Heinrich blieb im Herzland seines Reiches und vertraute seinem alten Mitkämpfer Thietmar und dem tapferen Grenzwart Bernhard sein Heer und die erprobte Reiterei an. Die Wilzen waren gerüstet. Die dunkle Nacht vom 3. zum 4. September 929 kündete Schlacht und Schicksal. Der tückische Überfall auf das sächsische Heerlager wurde durch einen gewaltigen Regenguß vereitelt. Die Sachsen sahen sich in Gottes Schutz. Der Morgen brachte Gebet und Segen, Glück und Sieg! Ungemein lebensvoll ist Widukinds Schlachtenbericht. Der erste Anprall gibt keinen Sieg. Erst ein Flankenangriff bringt Verwirrung bei den Feinden. „Über das weite Gefild hin wütet das Schwert. Da versuchen sie, zur nahen Burg zu fliehen, doch der Weg ist durch Thietmar verlegt, sie werden in einen See (Rudower See) geworfen, und so geschieht es, daß die ganze unzählige Masse erschlagen wird oder ertrinkt. — Der Sieg ist errungen, gewaltig klingt der Jubel, alle jauchzen den Führern zu und die Kameraden rühmen einander.“ So sank auch die urbs Lunkini, die „Bogenburg“ von Lenzen, dahin; heute noch krönt sie ein runder Steinturm, der über die Löcknitz- und Elbaue hinwegschaut.

Mit diesem Waffensieg, der der Tapferkeit einer beseelten Truppe und dem strategischen Feldherrngeschick zu danken war, war der große Waffengang an der Elblinie abgeschlossen. Erst nach drei Jahren galt es, die militärischen Stützpunkte tiefer in das ostelbische Land hineinzuschieben. Den Oberlausitzer Milzenergau mit Bautzen scheint Heinrich schon früher von Meißen aus gewonnen zu haben, — ohne kriegerische Auseinandersetzungen. Anders trug sich der Kampf in der Niederlausitz zu. Als Heinrich auch andere slawische Stämme bezwungen und befriedet hatte, stieß er 932 zwischen Fläming und Mittelelbe in den Gau Losizin vor, um Lebusa zu brechen. Der weitgereiste Bischof Thietmar weiß als Augenzeuge mancherlei von den dortigen Burgen zu berichten, ließ doch Heinrich II. die von Heinrich I. zerstörte Burg (urbs), die 80 Jahre hindurch in Trümmern liegen geblieben war, wieder aufbauen. Beim Dorfe Lebusa lag die Hauptburg, in der sich die Lausitzer verschanzt hatten. „Lange belagerte Heinrich die Feste (urbs), brachte die Bewohner zur Flucht in die unterhalb gelegene Kleinburg (municiuncula) und zwang sie zur Übergabe. Mit Fug und Recht durch Feuer zerstört, ist sie bis zum heutigen Tage nicht wieder bewohnt worden.“ Nun führt aber Thietmar noch eine dritte Burg an, die er civitas nennt. Wennschon mit den verschiedenen Worten kein genauer Unterschied von Burg- oder Siedlungsform verbunden ist, so muß doch hier auch aus der sonstigen Schilderung eine dritte Burg erkannt werden. Diese war von den anderen durch ein Tal getrennt und besaß zwölf Tore. Sie erinnerte an römisches Werk, etwa an eine Schöpfung Julius Cäsars, — und mehr als 10 000 Menschen soll sie gefaßt haben. Ins Legendenhafte steigert sich Thietmars Bewunderung. Vielleicht sah er die Gauburg Schlieben bei Dahme, die heute als mächtiger Ringwall an der Straße liegt.

Näheres über den ostmärkischen Burgenbau, den wir unmittelbar auf Heinrich zurückführen können, bietet uns die urbs Mersburg, oder genauer ausgedrückt: die Altenburg auf der Stadtflur von Merseburg, das Heinrich bekanntlich ausbauen ließ. Auf dem Gelände der Altenburg, einer wohl mittelslawischen Spornburg mit Wallbering fand man eine vorgeschichtliche Siedlung und die frühgeschichtliche Hinterlassenschaft

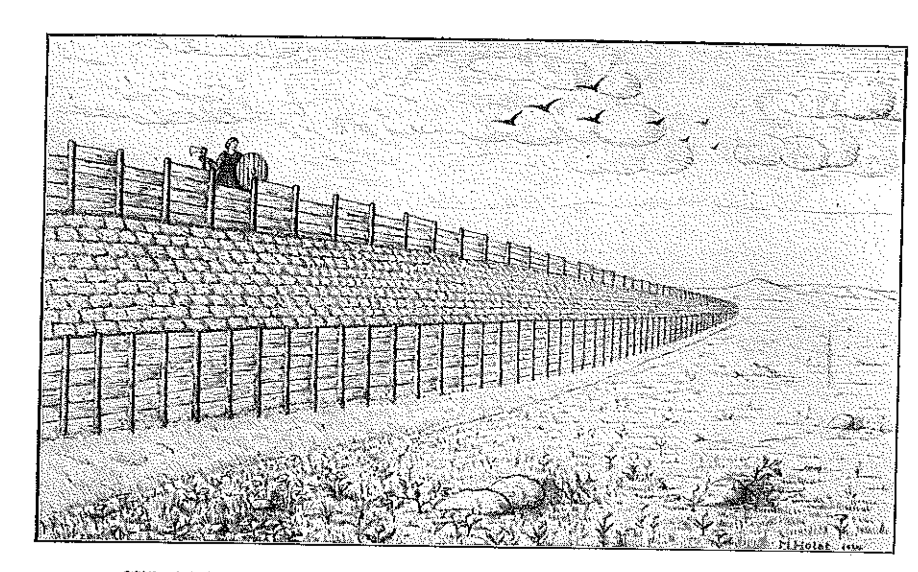


Abb. 4. Die älteste Stadtmauer von Haithabu (nach Schwantes-Jankuhn)

einer sorbisch-westdeutschen Mischbevölkerung. Aber auch Merseburg ist nicht eine völlige Neuschöpfung Heinrichs, sondern ein alter Burgplatz, der verstärkt und erweitert wurde. Die gesamte ostmärkische Burgenverfassung Heinrichs ist organisch aus dem sächsisch-ostfälischen Lebensraum herausgewachsen und war geeignet, die sorbische Burgbezirksaufteilung aufzusaugen oder zu überwinden. Was Heinrich zunächst nur militärisch mit Hilfe seiner milites agrarii (Bauernkrieger) gelang, das erfüllte die Zeit seiner Nachfahren auch in völkischer Hinsicht: Die völlige Wiedereindeutschung!

Am Nordsaum sorbischen Wohngebietes saßen die Dänen, die er in ihrer Handelsstadt Haithabu besiegte, wo in der Tat über und neben nordgermanischen Häusern solche sächsischer Prägung zu finden sind: Der Nordmark sandte Heinrich sächsische Bauern. Wie Heinrich in Nordeuropa Frieden stiftete, so stieß er auch den südosteuropäischen Ungarnsturm entscheidend zurück. Und in der Schlacht bei Riade, die wir zwischen dem Keuschberg in Bad Dürrenberg und dem fundreichen Burgwall Treben an der Rippachmündung über dem Saaletal suchen, vollbrachte Heinrich eine heldische Großtat, für die ihm alle mitteleuropäischen Länder ewig Dank wissen.

Die Rettung des deutschen Bauerntums durch Heinrich I.

Von Dr. R. Bemmann

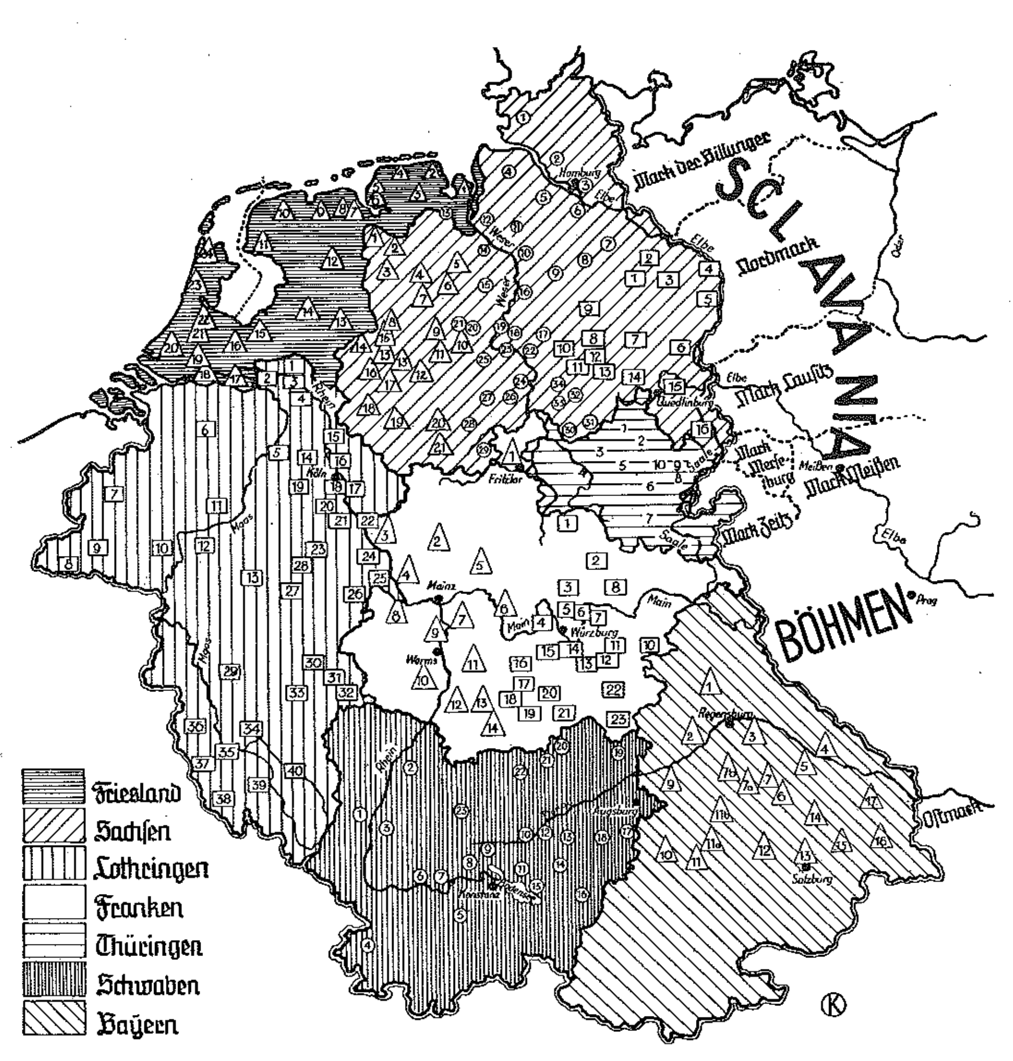
Die nationalsozialistische Erkenntnis, daß die Rasse, das Volk das A und O der Weltgeschichte ist, erfordert notwendigerweise eine Nachprüfung der Ergebnisse und Schlußfolgerungen unserer geschichtlichen Forschung. Die Entwicklung des Volkes nach seinen blutmäßigen Lebensgesetzen, unterstützt durch die Kräfte des Raumes und der Umwelt oder im Kampfe mit ihnen, bildet den Inhalt des Geschehens. Ob Fürsten und Führer bewußt oder unbewußt sich zu Dienern und Vollstreckern dieser Gesetze gemacht haben oder sich ihnen widersetzten und entgegenstemmten, bildet den Maßstab ihrer Beurteilung.

Heinrich I. gehörte zu den ersteren; er ist nicht aus der Geschichte des deutschen Volkes hinwegzudenken; hätte er mit seinen Sachsen sich nicht in die Bresche gestellt, so wäre es zweifelhaft gewesen, ob man überhaupt von einem deutschen Volke und einem

deutschen Bauerntum hätte erzählen können. Um die Wende des 9. Jahrhunderts deckten sich noch augenscheinlicher als heute Volk und Bauerntum; wenn auch bereits der Niedergang jenes freien germanischen Bauerntums unter dem Druck des Imperialismus und der Kirche begonnen hatte, so bedeuteten doch alle Mächte, die emporstiegen und um die Herrschaft rangen, nur etwas, wenn sie sich auf bäuerliche Menschen und bäuerliche Arbeit stützen konnten.

Das 9. und das beginnende 10. Jahrhundert war eine Zeit des Zerfalles auch für das ostfränkische Reich, wie der deutsche Teil der karolingischen Monarchie bezeichnet wurde. Man wird dem Historiker K. W. Nitzsch recht geben, wenn er vor mehr als 50 Jahren darauf hinwies, daß die staatsbildende Kraft der germanischen Stämme mit ihrem Übergang vom Heidentum zu den äußeren Formen des christlichen Lebens unaufhaltsam hinzuschwinden schien, und daß die Berührung der Südgermanen mit der christlichen Bildung mit der Auflösung alles gesunden politischen Lebens zu enden drohte. Die Gefahr, daß die deutschen Stämme Schwaben, Bayern, deren Herzöge sich bereits Könige zu nennen pflegten, und die Sachsen sich zu selbständigen Gewalten entwickelten, war riesengroß. Und der innere Zerfall des ostfränkischen Reiches machte dieses, so beständig wirkt die geschichtliche Logik durch die Jahrhunderte fort, zum Tummelplatz der Nachbarn. Seit 906 verheerten von Südosten her die Ungarn, jene asiatischen Nomaden die deutschen Lande Bayern und Schwaben, aber auch Sachsen und Thüringen; von Osten her schoben sich die Slawen bereits über die Saale bis an den Oberlauf des Maines vor und das nördliche Sachsen wurde von den Dänen bedroht und bedrückt.

Die Übernahme des deutschen Königtums durch Heinrich I. ist der Wendepunkt, der Beginn des Aufstieges. Ihm verdanken wir es, daß wir überhaupt noch von einem deutschen Volke und von einem deutschen Bauerntum und nicht nur von einem sächsischen, bayrischen, fränkischen und schwäbischen reden können. Wohl war der durch Verhandlung hergestellte Zusammenhang unter den deutschen Stämmen zunächst locker, und Heinrich blieb zeitlebens auf die Kraft seines Stammes angewiesen. Entscheidend war, daß die Sachsen nunmehr in den Vordergrund traten und über die anderen Stämme ein natürliches Übergewicht erlangten. D e r deutsche Stamm, der sein bäuerliches Wesen am reinsten vor der verderblichen römisch-fränkischen Mischkultur hatte bewahren können, bei dem die Kirche arm und einflußlos geblieben war, und bei dem der uralte Geburts- und Blutadel sich erhalten hatte und in enger Verbindung mit dem freien Bauern geblieben war, kurz das sächsische Bauernvolk, verhinderte den drohenden Auseinanderfall der deutschen Stämme unter Führung seines Herzoges, in dessen Adern gleichfalls das adlige Bauernblut floß. Bäuerliche Eigenschaften ließen ihn sein großes Werk, die Rettung des deutschen Bauerntums, gelingen. Nüchtern, vorsichtig, der Grenzen der eigenen Kraft bewußt, abhold den phantastischen Zielen seiner Vorgänger, ging er den einzig richtigen Weg: zunächst Sicherung und Schutz des eigenen Hauses und Hofes, also Schutz des immer enger werdenden Lebensraumes seiner sächsischen Bauern und deren Rettung vor dem Vernichtungswillen der Nachbarn. Auch hier wieder ein echt bäuerlicher Zug: statt Zersplitterung der Kräfte nach den verschiedenen Seiten, der erfolgreiche Versuch, nacheinander die einzelnen Feinde zu bezwingen. Deshalb der 9jährige Waffenstillstand mit Ungarn, um den sächsischen Bauern durch die Anlage von Befestigungen für Leib und Gut Schutz gegen die blitzähnlichen Überfälle der ungarischen Reiter zu schaffen und um durch Ausbildung der mit dem Roßdienst vertrauten Adligen und Bauern zu einer kampfgewohnten Truppe die Ungarn mit ihren eigenen Waffen schlagen zu können. Wie wirkungsvoll diese Maßnahmen waren, beweist der fluchtartige Rückzug, mit dem die Ungarn ihren Einfall in Thüringen und Sachsen im Jahre 933 abbrachen, als ihnen Heinrich mit seinem sächsischen Heere eine Entscheidungsschlacht anbot.



Karte der deutschen Herzogtümer und Gaue (unter Benutzung der Angaben von K. Horstmann, aus A. Thoß, Heinrich I.)

Die Zeit des ungarischen Waffenstillstandes hatte Heinrich benutzt, um gegen die Slawen zur Sicherung des bäuerlichen Lebensraumes die alte sächsische Grenzpolitik im großen Stile aufzunehmen. Die Slawen schädigten nicht nur wie die Ungarn durch Raub und Brand ihre bäuerlichen Nachbarn, sondern versuchten sie auch von ihrem Boden zu verdrängen. Heinrich begnügte sich nicht mit dem Schutze und der Sicherung, sondern schuf durch seine Vorstöße über Saale und Elbe und durch die Unterwerfung der verschiedenen Stämme, z. B. der Heveller und Daleminzier, die Grundlagen zum neuen Lebensraum für das gesamte deutsche Bauerntum. Es hat noch langdauernde, wechselnde und erbitterte Kämpfe gegeben und erst Jahrhunderte später konnte der deutsche Bauer an seine größte Aufgabe, die Wiederverwurzelung in dem alten ostgermanischen Boden gehen. Heinrichs unsterbliches Verdienst bleibt es, dem Bauern diese Ausdehnungsmöglichkeit vorbereitet zu haben. Hier trat der rechte Mann zur rechten Zeit auf. Denn bereits blickten die Böhmen wie später die Polen auf jenes Gebiet, das dadurch in Gefahr kam, in dauernder Verbindung mit einem südlichen

oder östlichen Slawenreich eine Bastion gegen das Deutschtum zu werden. Durch sein siegreiches Eindringen in Böhmen konnte Heinrich nicht nur diese Gefahr abwenden, sondern dem zukünftigen Kolonisationsgebiet eine feste südliche Grenze gewinnen.

Nach den Erfolgen gegen Osten und Südosten glückte das gleiche im Norden. Im Jahre 934 gewann der König durch eine erfolgreiche Heerfahrt gegen die Dänen das Land zwischen Eider, Treene und Schlei für seine Sachsen und konnte auch hier zugleich Sicherung und Erweiterung des Bauerntums durchsetzen.

Die Bedeutung Heinrichs für das deutsche Volk und das deutsche Bauerntum ergibt sich aus einem Vergleich des Zustandes bei Beginn und beim Ende seiner Regierung. Davon abgesehen, wies er für alle Zeiten die Wege zur Erhaltung des Bauerntums, und wenn seine Nachfolger diese Ziele mit derselben Klarheit und Einsicht verfolgt hätten wie der erste Sachsenkönig, hätte auch die Geschichte unseres Volkes und seines Bauerntums eine wesentlich andere Gestalt angenommen.

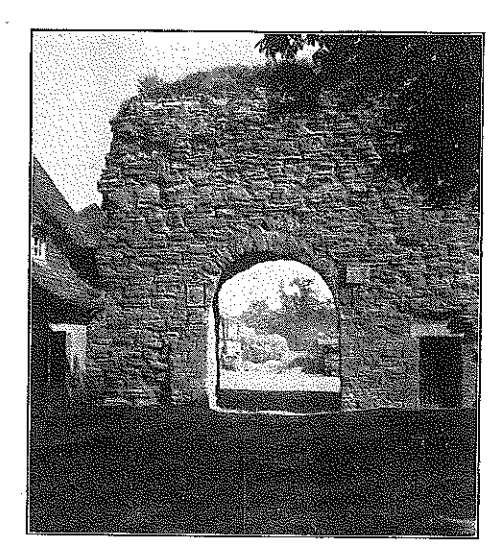
Die geschichtlichen Stätten Quedlinburgs im Spiegel der Vorzeit

Von K. Schirwitz, Quedlinburg

Groß ist die Zahl der Stätten in deutschen Landen, auf denen seit Jahrtausenden Geschlechter auf Geschlechter folgten, in deren Hand der Pflug auf denselben Breiten von Jahr zu Jahr, von Ernte zu Ernte, seine Furchen zog. Aber es war und ist ihr Schicksal, daß sie aus der Enge heimatlichen Geschehens nur selten heraustraten, daß ihr Name für die Welt im Dämmern und Dunkel blieb. Nicht wenige von ihnen sind im Laufe des Geschehens ganz verschwunden, sie wurden unter dem Zwang harter Notwendigkeiten verlassen, wurden wüst und gingen in anderen Gemeinwesen auf, wobei oft auch noch der alte Name verloren ging. Nur wenige sind im Verlauf bedeutender Ereignisse oder gebunden an das Wirken großer Persönlichkeiten, so hell ins Licht der Geschichte gerückt worden, daß ihr Andenken bis heute nicht erlöschen konnte. Eine erste urkundliche Erwähnung oder eine Nachricht der zeitgenössischen Geschichtsschreibung bedeuten zwar den Eintritt in die Geschichte, aber davor liegen jene großen Zeitspannen, aus denen Überlieferung und Erinnern — Sagen und Mythen — bis auf unsere Tage gekommen sind, und wo alles das, was der Boden an Funden aus Gräbern und aus Siedlungen wiedergibt oder an Denkmälern und gehegten Stätten aufweist, zu Zeugnissen wird für die, die vorher waren. So ist auch die Urkunde vom 22. 4. 922 — actum in villa quae dicitur Quitilingaburg — nicht Anfang, sondern bedeutungsvolle Wende, erstes Heraustreten aus dem Dämmern der Vorzeit. —

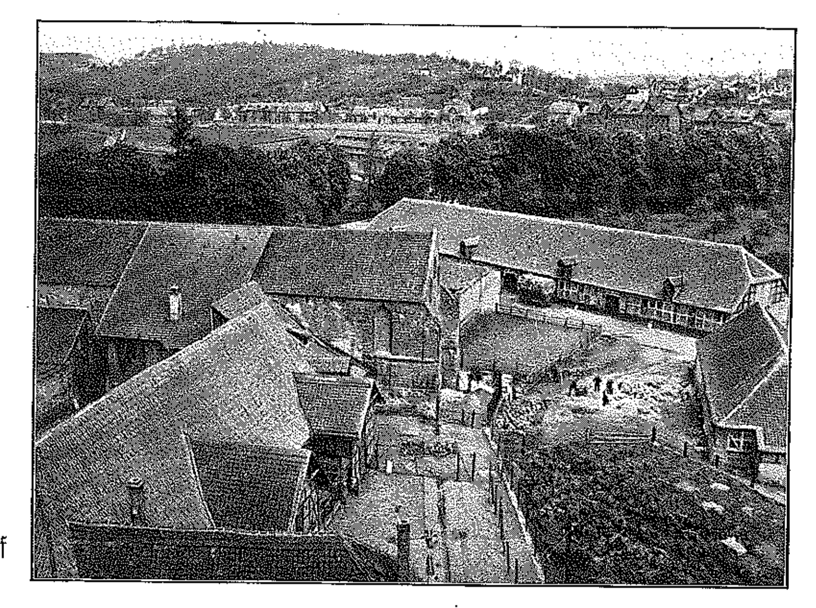
Quedlinburg und seine Umgebung sind ein Teil jener, nach erdgeschichtlichem Aufbau und dem Auftreten von Landschaftsformen, gleich wechselvollen und vielfach gegliederten Landschaft zwischen Harz und Elbniederung, die mit ihren ragenden Höhen und zahlreichen Tälern und dem Nebeneinander von Ackerflächen, Wald, Wiesen und Wasser, — in der Abgeschlossenheit gegen Westen und Südwesten und der Blickrichtung auf den Osten und Nordosten — zu allen Zeiten besondere Voraussetzungen für die siedlungsgeschichtlichen Vorgänge bot. In dem engeren Bild seiner Umgebung tritt einmal die breite Bodeniederung mit ihren beiden Hauptarmen und deren Zuflüssen hervor, die in diesem Raum zwei Bodenschwellen überwindet und längs des Hauptarmes von niedrigeren Terrassen begleitet wird, während die Richtung des „Mühlgrabens" durch die beträchtlichen, dicht nebeneinander gelagerten Höhenzüge des engeren Harzvorlandes bestimmt wird, was gerade auf dieser Strecke zur Herausbildung von

dicht an das Wasser herantretenden Steilufern und Bodenschwellen führt, die zu besonders geeigneten Ansatzpunkten für die menschliche Besiedlung werden. —



Memleben. Altes Tor

Bekannt ist die geschichtliche Bedeutung der Stätten des Königshofes, des heutigen Klostergutes St. Wigbert, des Schloßberges und der aus mehreren Kleinsiedlungen zusammengewachsenen Altstadt, während die Bedeutung des ehemals umwallten Strohberges bisher nicht erkannt wurde, und der Johannishof als ursprüngliche, alte Siedlung, trotz der an dieser Stelle haftenden Überlieferung, ohne Beziehung zu den anderen Örtlichkeiten gesehen worden ist. — Der Königshof mit der Kapelle liegt auf einer vom Mühlgraben umflossenen, dahin geneigten Bodenschwelle, einer Fortsetzung des anschließenden felsigen Höhenzuges. Auch die thüringischen Königshöfe von Memleben und Wallhausen zeigen eine ganz ähnliche Lage zum Wasser, während Werla mehr auf dem Steilufer liegt. Der Wasserlauf war an sich Schutz genug. Eine Vorstellung von der Sicherung der Landseite gibt der Rest der Umfassung von Memleben mit dem alten Tor. Ältere Funde und neuere, die gelegentlich der Instandsetzung der Kapelle und Kirche gemacht wurden, zeigen nun, daß Hof und Heiligtum da stehen, wo schon vor einem Jahrtausend[1] vor der Zeitenwende germanische Geschlechter ihre Hofstätte hatten, die um die Zeitwende selbst hermundurischen Stammes waren, während die Reste der späteren Germanenzeit auf den Zuzug anglischer und warnischer Siedler hinweisen[2]. In der Nachbarschaft finden sich weitere germanische Siedlungen. Das heutige Aussehen der Kapelle, deren erste Anlage für die Zeit um 840 angenommen



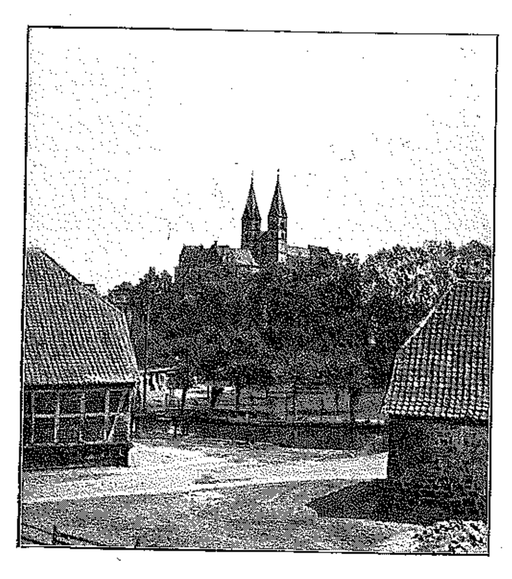
Blick auf Königshof und Strohberg

[1] Abgesehen von einzelnen Resten aus der jüngeren Steinzeit (Rössener und Hinkelsteiner Kultur).
[2] Außerdem fand sich auch noch eine slawisch-frühdeutsche Scherbe.

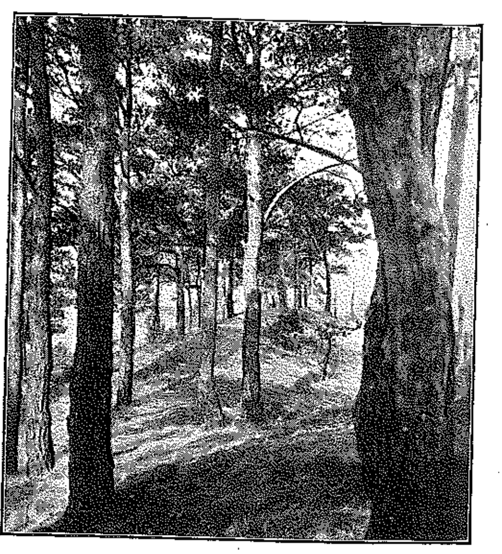
wird, zeigt in dem Zustand der meisten Bauteile und in der Art ihrer Verwendung, daß sie von einem noch älteren Bau stammen müssen, der seine Ursache in einem früheren Zustand des Königshofes gehabt haben muß. Auf die Möglichkeit einer Beziehung zu der älteren Missionierung des benachbarten thüringischen Gebietes sei hierbei hingewiesen. Dunkel bleiben vorläufig Zeit und Ursache der Zerstörung der ersten Bauten, wenn sich auch gewisse Vermutungen dafür aufdrängen (altes Reichsgut). —

Für den Schloßberg[1], eine hochragende, im Nordwesten steile und felsige Kuppe, gelten fast dieselben Feststellungen, nur mit dem Unterschied, daß hier bereits während der jüngeren Steinzeit (im 3. Jahrt. v. d. Zw.) eine stärkere Besiedlung durch nordische Siedler (der Bernburger und der Hinkelsteiner Kultur) eintrat. Vom letzten Jahrtausend v. d. Zw. an setzt dann eine neue dichte Besiedlung ein, die auf besonders starken Zuzug aus südhannöverschen Germanengebieten (Cherusker) schließen läßt[2]. Diese Siedlungen müssen schon, wenn sich auch keinerlei Spuren von älteren Befestigungen infolge der mit der starken Bebauung zusammenhängenden Geländeveränderung nachweisen lassen, burgähnliche Anlagen gewesen sein. Sie treten so auch an anderen Stellen des Harzvorlandes auf. (Ballenstedt, Timmenrode.) Für die späte Germanenzeit sind dann noch Schalenreste anglischer Siedler nachgewiesen. Die letzten Grabungen vor der Krypta haben auch für die frühgeschichtliche Zeit neue Ergebnisse gebracht, durch das Auftreten eines kleinen Skelettfriedhofes, dessen ältere Gräber, von denen einige noch Beigaben hatten, in den gewachsenen Felsen so eingetieft waren, daß für den Kopf eine besondere Nische herausgearbeitet worden war[3], wie sie auch sonst im Gebiet auftreten. Damit wird eine Festlegung dieser Grabform für eine wesentlich frühere Zeit, als man bisher geneigt war anzunehmen, nämlich für das 9.—10. Jahrh. n. d. Z., sicher. Gerade dieser Friedhof beweist am deutlichsten, wie die Zeit Heinrichs eine Fortsetzung dessen bedeutet, was seit langem Brauch war.

Vom Strohberg, von dessen Umwallung noch Spuren vorhanden sind, liegen bisher Reste aus der jüngeren Bronzezeit vor. Viel wichtiger sind aber einige römische Münzen, sowie eine kleine Bronzeschale aus der ersten Germanenzeit n. d. Zw. Den



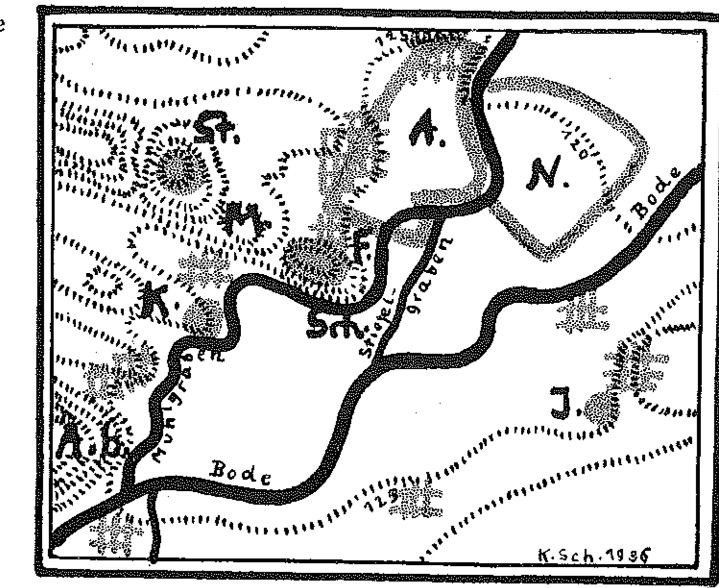
Blick vom Königshof
auf das Schloß



Reste der Umwallung auf dem Strohberg
bei Quedlinburg

[1] Zeitschrift des Harzvereins für Gesch. u. Altertumskde Bd. 65, S. 69. [2] Siehe das Felsengrab an den Externsteinen. [3] Solche finden sich auch in der nächsten Umgebung des Königshofes.

Karte zur Siedlungsgeschichte
von Quedlinburg



A = Altstadt
N = Neustadt
A.b = Altenburg
K = Königshof
J = Johannishof
F = Finkenherd
Sch = Schloßberg
M = Münzenberg
St = Strohberg
= vorgeschichtliche Funde

Anschluß an die geschichtliche Zeit vermitteln dann verschiedene Einzelfunde (Eisenmesser, Würfel) und frühdeutsche Tonware. Die Geschichtsschreibung war bisher geneigt, die sogenannte „Altenburg" südwestlich des Königshofes als Burganlage desselben anzusehen. Deutliche Befestigungen sind aber dort nicht erkennbar. Ebenso verweisen die vorgeschichtlichen Reste bisher nur auf nordische Siedler der jüngeren Steinzeit. Damit scheidet diese Örtlichkeit als Sicherung für den Königshof aus. Vielmehr wurden die alten germanischen Volksburgen auf dem Schloßberg und dem Strohberg, die zudem beherrschend an alten O—W- und N—S-Straßen lagen, von König Heinrich zeitgemäß und zweckentsprechend umgestaltet. Sie sind als die „alten Burgen" anzusehen. — Auch die einzelnen Teile der Altstadt haben verschiedentlich vorgeschichtliche Siedlungen erkennen lassen, während dies für die tiefer und zwischen beiden Bodearmen liegende Neustadt nicht der Fall ist. Abgesehen von nordischen und bandkeramischen Steinzeitsiedlern, sind die höher gelegenen Stellen der Altstadt vom letzten Jahrt. v. d. Zw. bis hin zur späten Germanenzeit n. d. Zw. besetzt gewesen. Besondere Bedeutung kommt hierbei den Funden von der sagenhaften Stelle des Finkenherdes, die um 1000 v. d. Z. besiedelt war, und dem Fund aus dem Untergrund der Ägidikirche zu, einer römischen Lampe aus der Germanenzeit n. d. Zw. — Auch in der Nähe des Johannishofes, südöstlich der Bode, in dessen Nähe eine heilkräftige Quelle und Bäume zur Sagenbildung Veranlassung gegeben haben, sind ohne besondere Nachgrabungen vorgeschichtliche Funde geborgen worden, die ebenfalls in die Germanenzeit des letzten Jahrt. n. d. Z. zurückgehen. — Wie die Karte zeigt, bilden diese vorgeschichtlichen Siedlungen besonders längs des Mühlgrabens eine fast geschlossene Reihe. Sie häufen sich an den später geschichtlich hervortretenden Örtlichkeiten und zeigen besonders hier eine kaum unterbrochene Besetzung dieser Stellen bis hin zur frühdeutschen Zeit. Damit ergibt sich zur Genüge, daß es sich bei diesen bekannten Örtlichkeiten um keine Neugründungen aus der Zeit Heinrichs handelt, sondern um Übernommenes und Überkommenes, daß von ihm so benutzt und gestaltet wurde, wie es seiner Zeit und seinen Zwecken entsprach.

Wenn damit das Erwachsen frühdeutscher Siedlungen und Burgen aus vorgeschichtlichen Anlagen für die Quedlinburger Stätten geklärt ist, soll nun auch für die beiden Heiligtümer versucht werden, den Zusammenhang zwischen Vorzeit und Geschichte

zu finden[1]. Schon der Hinweis auf die Quellsage beim Johannishof[2] zeigte, daß dem Brauchtum des Harzer Vorlandes die Verehrung bestimmter Gewässer nicht fremd war. Dazu kommt, daß auch schon für die jüngere Steinzeit Wasserweihefunde aus diesem Gebiet bekannt sind, ein Brauch, der sich während der Germanenzeit vor und nach d. Zw. wiederholt. So erscheint es mir sehr wohl möglich, daß die Kapellen auf den am Wasser gelegenen Königshöfen zu Memleben, Quedlinburg und Wallhausen einer Fortsetzung dieses Brauchtums ihre Entstehung verdanken. — Nicht weniger ist im Harzvorland während der Vorzeit die Bevorzugung und Verehrung der Höhen üblich, wie dies ebenfalls eine Reihe von Weihefunden bezeugen[3]. Nehmen wir nun dazu die ununterbrochene Besetzung des Schloßberges und die Tatsache, daß die dortigen Skelettgräber z. T. auf der Grenze zur Heinrichszeit liegen, dann liegt es nahe, in der Wahl dieser Stätte als Begräbnisplatz für den König und Standort einer Kirche auch nur ein Weiterleben in überlieferten Gedankengängen zu sehen. Dazu steht es auch für andere unserer heimatlichen Kirchen fest, daß sie, wie es die Funde klarlegen, auf geweihtem, vorchristlichen Boden stehen (Blankenburg, Warnstedt, Wedderstedt, Gr.-Orden und Marsleben). — Überall steht das Neue auf dem Boden des Älteren. Aber diese Orte wären für die Welt im Dunkel geblieben, wenn sie nicht durch des ersten deutschen Königs Leben und Sterben ins helle Licht gesetzt worden wären. Darum sind solche Stätten, die eines großen Mannes Fuß betrat, heilig und geweiht für alle Zeiten. —

Unsere Pfingsttagung in Mannheim

Die Südwestecke des Reiches, der von uralten Straßen durchzogene Rand der großen rheinischen Ebene mit den Pfälzer Bergen und dem Odenwald als Umrahmung, das Land der Nibelungen, war das Ziel der diesjährigen Tagung. Mannheim, eine junge Stadt auf altem Kulturboden, war der Tagungsort. Es ist ein Grenzland, und in seiner Erforschung standen sich lange und stehen sich auch heute noch gelegentlich die Meinungen schroff gegenüber. Die Frage nach den Verhältnissen von germanischen, keltischen und römischen Kultureinflüssen ist in diesem Gebiet besonders brennend. Bestätigen neuere Forschungsergebnisse, wie z. B. auch die beim Bau der Reichsautobahn gemachten, im Schloßmuseum Mannheim ausgestellten Funde, daß es sich um altes germanisches Siedlungs- und Kulturgebiet handelt, auf dem die fremde römische Kultur nur vorübergehend als dünner, lückenhafter Überzug lag, so bedarf doch, wie Dr. Beyer beim Begrüßungsabend hervorhob, die immer ungewisser gewordene Keltenfrage der endgültigen Klärung. Auch Prof. Wilhelm Teudt, der in seiner bekannten Frische und Begeisterungsfähigkeit an sämtlichen Veranstaltungen der Tagung teilnahm, hob in seiner Ansprache diese Notwendigkeit hervor. Einer heute durch einwandfreie Funde widerlegten Überschätzung des fremden, vor allem des römischen Einflusses können wir die gesicherte Erkenntnis entgegensetzen, daß die Germanen keineswegs der Kultur entbehrten, wenn diese auch wesentlich anders war als die mittelmeerische, die ihr gerade im Grenzgebiet Bereicherungen gegeben haben mag, die sie aber niemals begründet haben kann. Um die Forschungsarbeit in fruchtbaren Einklang mit den neuen Ergebnissen zu bringen und nicht ins Uferlose verlaufen zu lassen, um gleichzeitig die notwendige Einheit in der Arbeit zu erreichen, stellte Prof. Wilhelm Teudt drei völkische Forderungen als Arbeitshypothesen auf, die der Forschungsarbeit zugrunde gelegt werden sollen. Er verlangte: „1. die Rückkehr zur Anschauung des Tacitus, daß die Germanen ureingesessene Bewohner des Landes sind,

[1] S. Mitteldeutsche Volkheit Heft 2, S. 49 u. Heft 3, S. 86.
[2] S. dazu auch das Ludgerkreuz b. Helmstedt über einer Quelle.
[3] S. Jahresschrift der sächs. thür. Länder Bd. 19, S. 61.

daß 2. alle auf germanischem Boden gemachten Funde bis zum wirklichen Gegenbeweis als germanisch anzusehen sind, und daß 3. alle Fähigkeiten und Neigungen unserer Vorfahren gemäß den Gesetzen der Vererbungslehre zu beurteilen sind."

Grüße der Stadt Mannheim entbot der Bürgermeister Wally, in Heidelberg suchte Oberbürgermeister Neinhaus die Freunde germanischer Vorgeschichte auf, zu denen er selbst zählt, und brachte ihnen Grüße und Versprechen der alten Musenstadt.

Auf den Wanderungen stand die Frage der Ringwälle im Vordergrund. Drei wurden besucht, die aus einfachen Aufschüttungen bestehende „Heidenmauer" vom Brunholdisstuhl bei Bad Dürkheim, der aus Balkenstützen mit Steinschüttungen errichtete Wall vom Heiligen Berge bei Heidelberg und der kunstvollste und mit seinen 5½ Kilometern umfangreichste, aus Holzfachwerk mit lockerer Steinfüllung bestehende Ringwall vom Donnersberg in der Pfalz. Ausgrabungen im Bereich der Wälle zeigten neben anderen Beobachtungen, daß ihre Anlage nicht in erster Linie zu Verteidigungszwecken geschah, sondern daß andere Gesichtspunkte maßgebend gewesen sein müssen, da nicht immer die günstigste Verteidigungslage gewählt wurde. Das Innere bot Raum genug für die an ausgezeichneten Tagen hier zusammenströmenden Menschen, für kultische Gebäude und Anlagen wie auch für kultische Spiele, die wahrscheinlich Pferderennen waren. Selbstverständlich schließt der kultische Zweck nicht aus, daß diese Bewehrungen in Notzeiten auch der letzten Verteidigung dienten, da man sich im Heiligtum der Götter auch besonders unter ihrem Schutz glaubte. Für die Erklärung als Heiligtum sprach auch die hier in allen Fällen nachzuweisende Tatsache, daß in der Christianisierung an diesen Stellen die frühesten Klostergründungen stattfanden.

Wie weit die Handelsbeziehungen schon in der Hallstattzeit gingen, bewiesen die Funde des sogen. „Dürkheimer Fürstengrabes". Die Geschlossenheit der germanischen Kultur beleuchtete eindeutig die eigenartige Kammeranlage des Ringwallgrabes auf dem Eberskopf bei Seebach, zu der Prof. Teudt wesentliche Parallelen aus Westfalen namhaft machen konnte.

Besondere Aufmerksamkeit galt dem Kriemhildenstuhl, der früher unter dem Namen Brunholdisstuhl bekannt war. Seine zeitweilige Bedeutung als Steinbruch römischer Legionen wurde durch den Ausgrabungsleiter Dr. Sprater, Speyer, einwandfrei bewiesen, seine symbolischen Felszeichnungen aber deuten eine tiefere Beziehung zu kultischen Handlungen an. Dr. Stoll hat hier interessante Beziehungen zu dem hochgelegenen Teufelsstein und zur Heidenmauer gefunden, die auf ein gewaltiges früheres Heiligtum schließen lassen, in dem der Kriemhildenstuhl nur ein wichtiger Punkt war. Vor einer endgültigen Entscheidung muß man allerdings erst den Abschluß der Untersuchungen abwarten.

Einblicke in das noch weithin brachliegende Gebiet der Kultforschung gaben Schölls Ausführungen an der ehemaligen Krypta der verfallenen Michaelsbasilika und im Königssaal des Schlosses zu Heidelberg, über die er demnächst im Zusammenhang in einer bei Diederichs in Jena erscheinenden Veröffentlichung berichten wird.

Über das Vorgeschichtliche hinaus boten die drei Ausflugstage den Teilnehmern bedeutsame Eindrücke aus der geschichtlichen Vergangenheit des uralten Kulturlandes an Rhein und Neckar. Es sei nur daran erinnert, daß der zweite Tag nach Heidelberg, und der letzte nach Worms führte, der ältesten und als Sitz der mittelalterlichen Kaiser schicksalhaftesten Stadt Deutschlands mit dem schönsten romanischen Dom, und nach Lorch mit der großartigen karolingischen Torhalle des ehemaligen Klosters, das beherrschend seine Hand auf das Land legte.

Eine wertvolle Ergänzung der Ausflüge boten die Vorträge, die neuere Erkenntnisse der Germanenforschung aufgriffen. Den ersten hielt Dr. J. O. Plaßmann, Berlin, über „Germanische Geistesüberlieferung in Märchen und Sage". Er wies durch archäologische, einwandfreie Belege nach, daß Sage und Märchen nicht Erzeugnisse einer ausschweifenden Phantasie oder einer „primitiven Gemeinschaftskultur" sind, sondern daß in ihnen die Kernsubstanz eines uralten Wissens um reale geschichtliche Tatsachen oder der dichterische Aus-

druck einer sinnbildlichen oder mythischen Vorstellung zu sehen ist. Im zweiten Vortrag führte der durch seine Rennwegforschung bekannt gewordene Geheimrat Prof. Dr. Robert Sommer, Gießen, seine Zuschauer auf uralten Straßen, den „Nibelungenwegen", von Worms zur Burg Etzels in Ungarn.

Bei der teilweise sehr ungünstigen Witterung waren es für die Teilnehmer recht anstrengende, aber trotzdem erlebnisreiche, schöne Tage. Dr. Brinkmann.



Der Knochenpfriem vom Maria-Saaler-Berg — eine Fälschung. Die Nr. 10 der „Österreichischen Chemiker-Zeitung" vom 15. Mai 1936 enthält einen Vortrag des Privatdozenten Dr. Josef Gangl in der Hauptversammlung des Vereins Österreichischer Chemiker in Wien am 18. April 1936 über „Altersbestimmung fossiler Knochenfunde auf chemischem Wege". Veranlassung dazu bildete die Streitfrage über die Echtheit „des Knochenpfriemens vom Maria-Saaler-Berge". Der Knochen wurde 1924 bei einer Ausgrabung am Maria-Saaler-Berge bei Klagenfurt in Kärnten von Prof. Dr. Rudolf Egger gefunden. Der Finder schrieb mir unter dem 12. August 1931: „Die Ansiedlung auf dem Berge hört mit dem Ende der Latènezeit auf; nach den Fundumständen ist der Pfriemen nicht jünger als 2. Jahrhundert v. Chr." Das Fundstück besteht aus einem keilförmig zugespitzten Röhrenknochen (vom Rinde), dessen dickeres Ende der Gelenkskopf bildet. Auf einer Flachseite des Knochens, knapp unterhalb der Kante, waren Schriftzeichen angebracht, die Prof. Egger für „venetisch" hielt, die aber von Marstrander für Runen erklärt wurden. Diese 6 Buchstaben haben dem Funde zu einer weitreichenden Berühmtheit verholfen. Zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten haben sich unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß der Fund echt sei, mit der Inschrift wegen ihrer großen Bedeutung für die Sprachforschung beschäftigt, und man hat sie, wenn auch eine befriedigende Deutung nicht gelang, als Beweis für die Entstehung der Runenschrift vor Christi Geburt und für ihre südliche Herkunft herangezogen. Aber R. Pittioni kam in jüngster Zeit auf Grund seiner Erhebungen zu dem Schlusse, daß der Pfriemen eine Fälschung darstelle, und ersuchte Josef Gangl, zur Klärung der Frage Untersuchungen unter der Analysenquarzlampe vorzunehmen. Die Fluoreszenzerscheinungen waren durchaus ungleichmäßig, besonders auffällig die starken Farbunterschiede in den seichten Kerbschnitten. Falls diese Schnitte in urgeschichtlicher Zeit ausgeführt worden wären, hätte die von der Oberfläche des Knochens her einsetzende, im wesentlichen ausgleichende, sicherlich aber gleichartige Wirkung von Luft und Feuchtigkeit infolge der langen Einwirkungszeit auch nivellierend in der ganzen Kerbung zum Ausdruck kommen müssen. Frische Kerbschnitte in vergleichsweise untersuchten und zuverlässig 2000 Jahre alten Knochen zeigten keinerlei Differenzierung in ihrer Fluoreszenz.

Die bei dem Pfriemen festgestellte starke Färbung im filtrierten Ultraviolettlicht und insbesondere die ausgeprägten Unterschiede in der Fluoreszenz legten die Vermutung nahe, daß es sich um keinen aus vorgeschichtlicher Zeit stammenden Knochen handelt. Daher ging Gangl daran, noch einen anderen, zuverlässigen Weg zu versuchen, nämlich eine chemische Untersuchung der Fette des Knochens anzustellen. Diese ergab, daß der Pfriemen aus jüngster Zeit stammt und somit eine Fälschung darstellt.

Edmund Weber.

Das Rätsel vom Ei in Niedersachsen und England. Von meiner Mutter, die 1837 in dem sehr alten Kirchspiel Drochtersen (drochtin, as. = Herr, also Herrenhausen, Gotteshausen), 18 km nördlich von Stade an der Niederelbe gelegen, geboren wurde und dort auch aufgewachsen ist, habe ich als Kind folgendes Rätsel gelernt, das sie wieder von ihrer der dortigen Marsch entstammenden Mutter gelernt hatte:

Hintje Petintje leeg up de Bank,
Hintje Petintje füll ünner de Bank:
Is keen Dokter inne ganzen Welt,
De Hintje Petintje weller heel maken kann.

In Lesebüchern der englischen Volksschulen lesen die Kleinen folgendes Rätsel:

Humpty Dumpty sat on the wall,
Humpty Dumpty had a great fall:
All the kings horses and all the kings men
could not put Humpty Dumpty together again.

Diese beiden Rätsel zweier durch anderthalb Jahrtausende getrennter Völker gleichen einander „wie ein Ei dem andern", in der Idee, in der Versgestaltung und im Rätselwort selbst.

In der Idee: Keine Macht der Erde kann ein zu Boden gefallenes Ei wieder heil machen! Der Unterschied ist nur der, daß der Engländer die stärkste Macht in des Königs Reitern und Fußsoldaten erblickt, der Niedersachse aber in der Wissenschaft des gelehrten Doktors. Daß die englische Anschauung die ursprünglichere ist, leuchtet ein.

Völlig übereinstimmend ist bei beiden Rätseln der Aufbau: beide haben vier Verse, und in beiden haben die Verse die gleiche Anzahl Hebungen und Senkungen.

Schlagend ist aber auch die Ähnlichkeit des Rätselworts. Dabei kommt es nicht auf die Vokale an; diese sind zwar in beiden Fällen kurze, haben sich im übrigen aber gewandelt. Entscheidend ist das Gerippe der Konsonanten h, p und t; man fühlt das, wenn man die beiden englischen Worte dreisilbig liest: Hum pe ty Dum pe ty. —

Es würde sich lohnen zu ermitteln, ob auch andere deutsche Stämme und die Nordgermanen das Eirätsel in der gleichen Gestalt bewahrt haben.

Braunsdorf, Kreis Querfurt.

Dr. Hermann von Staden.

Die Bücherwaage

Thoß, Alfred, **Heinrich I.** Der Gründer des ersten deutschen Volksreiches. Blut und Boden Verlag Goslar. Ln. 4,50.

Der Verfasser dieses Buches hat sich die dankenswerte Aufgabe gestellt, Heinrich I., dessen Todestag sich am 2. Juli 1936 zum tausendsten Male jährt, dem deutschen Volke nahezubringen. Die Geschichtsschreibung hat ihn in seiner Bedeutung als Gründer des Ersten Reiches nie ganz erkannt. Er ist dem deutschen Menschen bisher allein durch das Lied „Herr Heinrich sitzt am Vogelherd" vertraut geworden, ohne daß sich jeder dessen bewußt war, wie gerade in diesem Liede die Volkstümlichkeit Heinrichs I. zum Ausdruck kommt. Das leider so späte Quellenmaterial wurde durch den Verfasser in hingebender Arbeit erforscht und durch die jüngsten archäologischen Ausgrabungsergebnisse bereichert. So entstand ein lebendiges Bild dieses Volkskönigs. Als Führer seines Volkes, mit ihm durch Sippe, Blut und Boden verbunden, hat Heinrich I. aus angeborener, besonders dem nordischen Menschen eigener, staatsbildender Kraft die Einigung der deutschen Stämme zum Ersten Reich herbeigeführt. Rein gefühlsmäßig sah Heinrich eine seiner Hauptaufgaben in der Wiedergewinnung und Sicherung ehemals germanischen Bodens im Osten, dadurch weiteren Lebensraum für sein Volk schaffend. Staatspolitisch hat er so die Grundlagen für das Zweite und Dritte Reich vorbereitet.

Plaßmann, J. O., **König Heinrich der Vogler.** Eugen Diederichs Verlag in Jena (Deutsche Volkheit). Geb. 1,20 RM., in Leinen 1,80 RM.

Wer von der deutschen Persönlichkeit des großen Reichsgründers ein ganz unmittelbares und lebendiges Bild gewinnen will, der muß dieses auf den Quellen in ihrer unmittelbaren Lebendigkeit fußende kleine Buch lesen. Es stellt den germanischen König in seinen Taten und Kämpfen, in seinen Siegen und Erfolgen mit einer ungewöhnlichen Eindringlichkeit dar, aus der unserem heutigen Empfinden die enge Verwandtschaft jener Zeit mit der unsrigen ganz besonders deutlich wird. Das Buch hat alle Quellen herangezogen, ist aber keine gelehrte Abhandlung, sondern ein echtes Volksbuch von König Heinrich, so wie er im Herzen seines Volkes lebendig geblieben ist. O. W.

Arndt, E., **Nordische Volkskunde.** Herausgegeben mit einem Nachwort von Otto Huth. Leipzig 1936. Reclam-Verlag. Geb. 0,75 RM., geh. 0,35 RM.

Die hohe Bedeutung der Schriften Arndts für die Volks- und Rassenkunde sind jedem bekannt. 1925 gab Kurt Heckscher eine „Volkskunde des germanischen Kultur-

kreises“ heraus, in der die in unzähligen Schriften zerstreuten Beiträge Arndts zur Volkskunde nach sachlichen Gesichtspunkten übersichtlich geordnet sind. So unentbehrlich diese große Arbeit Heckschers für den Forscher ist, sie hat den Mangel, daß immer nur kleinere Abschnitte aus den Schriften Arndts geboten werden. Sie hinterläßt den Wunsch, die wichtigeren, meist schwer zugänglichen Schriften Arndts zur Volkskunde vollständig oder doch in größeren Abschnitten neu herausgebracht zu sehen. Die wichtigsten Beiträge Arndts zur Volkskunde Schwedens hat nun Dr. Otto Huth bei Reclam herausgegeben. Das Heftchen enthält die wundervolle Abhandlung Arndts über das Julfest, die 1812 geschrieben ist und 1818 veröffentlicht wurde. Seitdem wurde sie nie wieder gedruckt; keine der neueren Arndtausgaben enthält sie! Ferner bringt das Heft die von den Volkskundlern viel beachtete Schrift Arndts über den „nordischen Hausbau und Hausgeist“; außerdem geschickt ausgewählte Stellen aus den herrlichen „Schwedischen Briefen“, die trotz ihrer Neuausgabe durch Gülzow (1926) heute immer noch fast unbekannt sind. Diese Veröffentlichung ist aufs wärmste zu begrüßen; sie zeigt Arndt als Volkskundler höchsten Ranges. Huth hebt in seinem Nachwort mit Recht hervor, daß diese Beiträge Arndts zur Volkskunde Schwedens seine bedeutendste Leistung auf volkskundlichem Gebiet überhaupt darstellen und zugleich als Beitrag zur Germanenkunde zu werten sind. Denn was Arndt damals in Schweden erlebte, was ihn dort bis in die letzten Tiefen seiner Seele erschütterte, das war nicht weniger als ein damals noch lebendig-gegenwärtiges Germanien. In Schweden hatten nicht wie bei uns „die ersten Boten des Christentums ... mit romanischer und karlingischer Gewalt zerstören und ausrotten gedurft“ (Arndt). Pl.

Spritzmann, Dr. Hans, und Weigel, Karl Theodor, **Quedlinburg, Heinrichs I. Stadt.** Alfred Metzner Verlag, Berlin. 64 S. 4°. Mit 89 Abbildungen. Kart. 2,80 RM.

Die Verfasser dieses sehr ansprechenden Buches haben sich die Aufgabe gestellt, an Hand der baugeschichtlichen und sinnbildgeschichtlichen Überlieferungen in der alten Königsstadt Quedlinburg sich bis in jene Zeit zurückzutasten, da hier der Mittelpunkt der von dem großen König neugeschaffenen Reichsmacht lag. Spritzmann führt in einer Abhandlung über das alte bürgerliche Stadthaus Quedlinburgs dieses auf seine Urform, das niedersächsische Einraumhaus zurück und schildert seine mannigfaltigen Abwandlungen in den Bauten der Öffentlichkeit, der großen und der kleinen Bürger. Weigel bringt eine erstaunliche Fülle von Sinnbildern an diesen Bauten, aus deren sinngemäßer Deutung man eine geistige Überlieferungslinie verfolgen kann bis in die vorgeschichtlichen Zeiten, aus deren Voraussetzungen König Heinrich in getreuer Fortführung der Überlieferung den Rahmen für sein germanisch-deutsches Volksreich geschaffen hat. Aus mannigfachen Zeichen und Sinnbildern spricht heute noch zu uns der Geist der Vorzeit, nicht zufällig in besonders reicher Fülle in diese Stadt gebannt, die von dem Könige geschaffen wurde, der als Mittler zwischen unserer germanischen Vergangenheit und unserer deutschen Gegenwart und Zukunft steht. Pl.

Meisen, Karl, **Die Sagen vom Wütenden Heer und Wilden Jäger.** Münster i. W. 1935. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. — Volkskundliche Quellen. Heft 1. 144 Seiten. Geh. 2,95 RM.

Das Heft bringt die Berichte über das Gespenster- und Totenheer aus der „Antike“ und dem deutschen Mittelalter bis Ende des 18. Jahrhunderts. Die Zeugnisse werden in der Ursprache angeführt, den griechischen und „schwierigen“ Texten ist eine lateinische (!) oder deutsche Übersetzung hinzugefügt. Eine Einleitung nennt die wichtigsten Deutungen der Totenheersagen. Das Fehlen der jüngeren deutschen Volksüberlieferung, die u. E. für die Deutung der Erscheinung ganz wesentlich ist, wird damit begründet, daß selbst eine Auswahl zu umfangreich werden würde und das Material auch leichter zugänglich wäre. Die jüngere nordische Überlieferung fehlt ebenfalls; eine schwedische Veröffentlichung darüber steht bevor. Aber warum ist die ältere nordische Überlieferung übergangen? Und warum werden die wichtigen altindischen Quellen mit keinem Wort erwähnt? Man gewinnt dadurch den Eindruck, daß Meisen seine Quellensammlung als Stütze seiner eigenen Fehlaufstellungen über das Wilde Heer (in seinem Buch über den „Heiligen Nikolaus“, das durchaus mit Recht das Imprimatur der katholischen Kirchenbehörde trägt) verwenden will. Selbst bei einer scheinbar rein sachlichen Angelegenheit, wie einer einfachen Quellensammlung, kann also die Einstellung des Verfassers nicht verborgen bleiben. Immerhin ist dabei doch nicht so viel zu verderben, wie bei einer Ausdeutung der Texte, so daß diese Quellensammlung als die bisher verdienstlichste Arbeit Meisens bezeichnet werden kann. Dr. Otto Huth, Bonn.



Stammeskulturen und Wanderwege

Ernst Petersen, **Fragen der germanischen Besiedlung im Raume zwischen Oder und Weichsel in der Völkerwanderungszeit.** Mannus. Verlag Kabitzsch-Leipzig. 28. Jahrg. Heft 1, 1936. Eine wichtige Abhandlung, die der noch immer weit verbreiteten Ansicht, Ostelbien sei von den Germanen völlig geräumt und schon im 5. Jahrhundert oder noch früher von den Slaven besetzt worden, mit einer umfassenden Fundzusammenstellung zu Leibe geht. Nicht nur, daß wir jetzt germanische Funde in reichstem Maße bis in das 7. Jahrhundert kennen, — Verfasser wirft mit Recht die Frage auf, ob hinter dem auffallenden gotisch-gepidischen Kultureinfluß auch auf nicht diesen Stämmen zugehörigem Boden nicht der politische Versuch steht, die durch den Hunneneinfall erschütterten Etappenlinien des Ostgermanentums wieder aufzubauen. / Hermann Albert Prietze, **Zur Stammesgeschichte der Thoringe,** ebenda. Ein wenig südlich von Öbisfelde beginnt das Gebiet eines auch heute noch scharf ausgeprägten und von den benachbarten Stämmen klar zu unterscheidenden Stammestyps, der bis Schwarzburg reicht, dessen Ostgrenze etwa von Magdeburg, Bernburg, Halle, Naumburg und Jena gebildet wird, und dessen Westgrenze ungefähr bei Königslutter, Oker, Klettenberg, Sömmerda und Arnstadt verläuft. Es sind hochgewachsene, meist hellblonde Menschen von kräftigem Knochenbau, mit scharfen Gesichtszügen und, von der Seite gesehen, fast runder Kopfform. Verfasser sieht in ihnen die von Norden eingewanderten Thoringe, die als Thorsverehrer ihren Namen als Übernamen von ihren neuen Nachbarn, die vorwiegend Wodansverehrer waren, erhielten. Sie sind keinesfalls mit den Hermunduren gleichzusetzen; erst allmählich dehnte sich ihr Machtbereich südwärts aus. Bei schriftlichen, also vor allem fränkischen Nachrichten muß stets geprüft werden, was unter Thüringen zu verstehen ist. Die Arbeit macht hier weitgehende Untersuchungen, u. a. auch über die Bedeutung des Hugenbundes. Es wird vermutet, daß unter Hugen die gewählten Führer zu verstehen sind, daß die freien Bauern dagegen sich Sassen genannt haben. Ähnliche Erklärungen werden auch für andere Namen, deren mehrere offensichtlich an einem Gebiet oder Stamm haften, für möglich gehalten. Solche Namen wandern und sind dann durch die Chronikschreiber in Verwirrung geraten. Die Arbeit soll die Aufmerksamkeit darauf lenken, daß die alten Stammesgruppen sich zum Teil bis in die Gegenwart in unserem Volkstum abzeichnen, und daß Geschichte und Vorgeschichte hier wichtige Ergänzung aus lebendiger Anschauung gewinnen können. / Fritz Tischler, **Die Urne von Eggstedt, Kr. Süder-Dithmarschen. Ein Beitrag zur Frage nach dem Ursprungsgebiet der Sachsen.** Germania. Anzeiger der röm.-germ. Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts. Verlag Walter de Gruyter-Berlin. 20. Jahrg. Heft 2, 1936. An Hand bestimmter Gefäßformen arbeitet Verfasser eine „Westgruppe“ im westlichen Holstein heraus, die sich von der langobardischen Elbkultur deutlich abhebt und stärkere Verbindungen zu den nordwärts sitzenden Gruppen zeigt. Er sucht diese Tatsachen geschichtlich auszuwerten und legt dar, daß wir in der Westgruppe am ehesten die Ursachsen sehen dürfen. Die bei den antiken Schriftstellern überlieferte Namenfolge darf uns hier nicht hindern, denn es ist schon längst der Vermutung ausgesprochen worden, daß dabei stabreimende Namenverbindungen nach germanischer Gewohnheit eine Rolle spielen. Die scharfe Ständegliederung der Sachsen beruht vermutlich darin, daß die Edelinge die erobernden Sachsen, die Freien aber die dort eingesessenen Germanenstämme sind.

Kultur – Brauchtum – Technik

Walter von Stokar, **Gewebe und Leder aus der jüngeren Steinzeit.** Forschungen und Fortschritte. 12. Jahrg. Nr. 14, 1936. Der Feuersteindolch von Wiepenkathen, der als erster im vorigen Jahre geschäftet und in Lederscheide gefunden wurde, ist inzwischen nach allen Richtungen hin untersucht worden. Die Dolchklinge selbst gehört einer frühen Form solcher Feuersteindolche an. Die Scheide ist aus weiß gegerbtem Schafleder gearbeitet, auf der Vorderseite mit einem Tannenzweigmuster verziert und auf der Rückseite mit

einem Lederfaden zusammengenäht. Sie ist, besonders zum Schutz der empfindlichen Schneide, mit feinem, weichem Schafleder gefüttert. Ein etwa 70 cm langer Riemen aus Rindsleder diente zum Tragen. Der Griff ist aus einem wasserliebenden Laubbaum, vermutlich Erle, gearbeitet und mit Hilfe eines Gewebes — die bedeutendste Erkenntnis dieses aufschlußreichen Fundes — festgeklemmt. Die jetzt verfilzten Wollfäden sind die Reste eines leinenbindigen Wollgewebes. Die Kette bestand aus Leinen, der Schuß aus einem Faden aus Schafwolle, Schafgrannen, Pferdehaaren, Rinderhaaren und Ziegenhaaren. Es ist das älteste bisher bekannte Wollgewebe des nordischen Kulturkreises. Ursprünglich, während der wärmeren Abschnitte der Jungsteinzeit, wurde hier nur Leinen verwendet. Dann kam leinenbindiges Gewebe auf, bis schließlich in der Bronzezeit reines Wollgewebe Brauch wurde. Wir sind heute mit Hilfe entsprechender Untersuchungsmethoden in der Lage, allein nach der Beschaffenheit des Fadens die Zeitstellung des Gewebes zu ermitteln. Neben allem übrigen beweist dieser Dolchfund, daß auch Schaf und Ziege zum Viehbestand des jungsteinzeitlichen Bauern gehört haben. / Carl Umbreit, **Neue Kugelflaschenfunde aus der Mark Brandenburg.** Mannus. Verlag Kabitzsch-Leipzig. 28. Jahrg. Heft 1, 1936. In Ergänzung der 1926 erschienenen Arbeit von Sprockhoff bringt die Abhandlung eine Aufstellung der inzwischen erfolgten, zahlreichen Kugelflaschenfunden, die z. T., ebenso wie andere Gefäßfunde unserer jüngeren Steinzeit, wichtige Erkenntnisse vermitteln. / Albert Koch, **Jungsteinzeitliche und hallstattzeitliche Neufunde aus Starkenburg.** Ebenda. In einem zum großen Teile schon abgetragenen Sandhügel konnte das Hessische Landesmuseum eine handkeramische Wohnstelle und ein reiches Hallstattgrab feststellen. Aus der Jungsteinzeit wurden zwei unregelmäßige, durch Spitzgraben getrennte Wohngruben festgestellt. Ein Herd fand sich nicht, dagegen sind beide Gruben mit Holzkohle und Hüttenlehm — vermutlich vom Brande des Oberbaus — durchsetzt. Grube 1 lieferte Steingeräte, beide Scherben, unter denen ein dünnwandiges, mit grauem oder rötlichem Tonschlamm überzogenes Geschirr bemerkenswert ist. — Bei Anlage des Grabes ist die Wohnstätte z. T. verworfen worden. Das Hallstattgrab enthielt neben Schwert und Toilettengerät eine Anzahl schöner Gefäße, die teilweise wichtige Aufschlüsse über süddeutsche Einflüsse auf die Urnenfelderkultur vermitteln. / W. Nowothning, **Zwei gerippte Stöpselringe aus Marienburg.** Ebenda. Hals- und Armring aus Willenberg, Kr. Marienburg, zeigen seltene, frühgermanische Schmuckformen des Weichselgebietes. Sie sind hohl mit aufgelegten Rippen als Verzierung gegossen, und haben einen eigenartigen Stöpselverschluß, der meist, wie auch hier, Ausbesserungsarbeiten zeigt. / Heinz Biehn, **Urnenfeldergrab von Gau-Algesheim, Rheinhessen.** Germania. Verlag Walter de Gruyter-Berlin. 20. Jahrg. Heft 2, 1936. Hier stieß man auf ein in Trockenmauerung ausgeführtes Grab der Urnenfelderkultur von 3,60 m zu 2,40 m. An der südlichen Schmalseite war eine Apsis ausgespart, die spärliche Menschenreste enthielt. Die Decke ist möglicherweise eine Art Scheingewölbe gewesen. An Beigaben fand sich eine Urne von sonst unbekannter Form — ein schalenförmiges Gefäß auf einem Standring mit 10 Streben —, sowie ein kleiner Bronzering und eine Lanzenspitze von ebenfalls ungewöhnlicher Form. Es scheint, daß das Grab schon früher beraubt worden ist. / Karl Woelcke, **Grabhügel der mittleren Hallstattzeit bei Frankfurt-Schwanheim.** Ebenda. Im Schwanheimer Wald wurde bei Anlage des Golfplatzes ein Grabhügel abgetragen, der der Koberstadter Kultur zugehörte und fesselnde Einblicke in die Übergangszeit von Leichenbestattung zur Leichenverbrennung gab. In einem Steinring von 10 m Durchmesser befand sich eine Grabgrube mit Steinpackung. Die vereinzelt darüber gefundenen Bronzegeräte können nicht zu diesem Grab gehören. Die Packung war leer, dagegen befand sich die Bestattung, ein reiches Urnengrab, unmittelbar daneben. Man hielt also an den überlieferten Formen des Grabbaues fest, war aber bereits zur Urnenbestattung übergegangen. / Machiel André Evelein, **Bronzene Börsenarmringe nördlich der Alpen.** Ebenda. Im Rhein- und Donaugebiet erscheinen in der Römerzeit bronzene Börsenarmringe mit verschiedenen Verschlußformen, die offensichtlich einheimisch und vielleicht in Anlehnung an die Kahnfibeln entstanden sind. In Mainz scheint der Mittelpunkt dieser Industrie gewesen zu sein. Ein Grabstein von der Heidelsburg bei Walfischbach zeigt eine Handbörse dieser Form.

Hertha Schemmel.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Dr. J. O. Plaßmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Str. 12; für den Anzeigenteil Dr. Viergutz, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Printed in Germany. D. A. I. Vj. 1936 3800. Pl. Nr. 3

Germanien
Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1936 August Heft 8

König Heinrich, ein deutscher Führer

Rede des Reichsführers SS Heinrich Himmler an der Heinrichsgruft zu Quedlinburg am 2. Juli 1936

Am 2. Juli fand in Gegenwart der Mehrzahl der Reichsminister und Reichsleiter zu Quedlinburg die Feier des 1000. Todestages König Heinrichs I. statt. Sie fand ihren Höhepunkt in der Weihestunde am Königsgrabe; Reiterspiele am Moorberge und ein feierlicher Zapfenstreich auf dem Markte bildeten den Abschluß. Am Königsgrabe hielt der Reichsführer SS inmitten der Reichsminister und Reichsleiter die folgende Rede.

Nur zu oft wird im Leben der Völker davon gesprochen, daß man die Ahnen und großen Männer ehren und ihr Vermächtnis nie vergessen soll, und nur zu selten wird diese oft ausgesprochene Weisheit beachtet. Wir stehen heute, am 2. Juli 1936, an der Begräbnisstätte des deutschen Königs Heinrich I., der vor genau tausend Jahren gestorben ist. Vorweg dürfen wir behaupten, daß er einer der größten Schöpfer des Deutschen Reiches war und zugleich einer, der am meisten vergessen wurde.

Als im Jahre 919 der damals 43jährige Heinrich, Herzog der Sachsen aus dem Bauernadel der Ludolfinger, deutscher König wurde, übernahm er ein Erbe furchtbarster Art. Er wurde König eines deutschen Reiches, das kaum noch dem Namen nach bestand. Der ganze Osten Deutschlands war im Verlauf der vorhergegangenen drei Jahrhunderte und insbesondere der Jahrzehnte unter den schwächlichen Nachfolgern Karls des Franken an die Slawen verlorengegangen. Die uralten germanischen Siedlungsgebiete, in denen die besten Germanenstämme Jahrhunderte hindurch saßen, waren restlos im Besitz der slawischen, das deutsche Reich bekämpfenden und die deutsche Reichsgewalt nicht anerkennenden Völkerschaften. Der Norden war an die Dänen verlorengegangen. Im Westen hatte sich Elsaß-Lothringen vom Reich gelöst und dem westfränkischen Reich angeschlossen. Die Herzogtümer der Schwaben und Bayern hatten ein Menschenalter hindurch die deutschen Schattenkönige — so besonders Ludwig das Kind und Konrad I. von Franken — bekämpft und nicht anerkannt. Überall waren noch die Wunden der radikalen und blutigen Einführung des Christentums offen. Das Reich war im Innern geschwächt durch die ewigen Machtansprüche der geistlichen Fürsten und die Einmischung